Dortmunder Tageblatt

Erscheint täglich
mit Ausnahme der Sonn- und gesetzl. Feiertage.

Abonnementspreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage und dem 8seitigen „Illustriertem Sonntagsblatt 55 Pfg. pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.50 Mk.

Rotationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate verantwortlich: Viktor Schanzer, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u. Hörde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der Illustrierten Sonntagsbeilage.

Expedition: Dortmund, Prinzenstraße 9—11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 8gespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 25 Pfg.

Reklamen
die 4gespaltene Petitzeile oder deren Raum 60 Pfg. Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei zwangsweiser Beitreibung der Insertionsgebühren durch Klage oder Konkursverfahren wird der Rabatt hinfällig.
Für Aufnahme von Inseraten an bestimmt vorgeschriebenen Tagen übernehmen wir keine Garantie.

Für die Redaktion verantwortlich:
Max Sonnemann, Dortmund.

Nr. 278. | Dortmund, Montag, den 28. November 1910. | 27. Jahrg.

Die Königsberger Kaiserrede vor dem Reichstage.

Berlin, 26. November.

Stimmungs-Bild.

Wieder ein Novembertag, just wie vor zwei Jahren, aber welch himmelweiter Unterschied, damals und heute! Ungeheure Erregung im ganzen Volke, wie seit Menschengedenken nicht, und alle Parteien bis weit in die Rechte hinein waren verstimmt, und fast einstimmig war dem Wunsche Ausdruck gegeben worden, daß der Kaiser sich in seinen Reden und Aeußerungen etwas mehr Zurückhaltung auf politischem Gebiete auferlegen möchte. Heute fast dasselbe Thema, aber wie verschieden doch die Stimmung! Gewiß hatte die Königsberger Rede viel Aufsehen hervorgerufen und hier und da auch Anstoß erregt, aber inzwischen sind mehrere Monate ins Land gegangen, und die Stimmung ist eine ruhigere geworden. Sehr deutlich kam dies auch in der heutigen Reichstagssitzung zum Ausdruck, anstatt der erwarteten Sensation ging es sehr sachlich zu, auch Herr Ledebour, der die sozialdemokratische Interpellation begründete, befleißigte sich weiser Mäßigung. Er betonte in der Hauptsache das Verfassungswidrige in den Tendenzen des Kaisers, und seine Ausführungen gipfelten in dem Verlangen nach einem demokratischem Parlamentarismus. Der Reichskanzler rechnete zunächst mit den Genossen, ab, um dann nachzuweisen, daß der Kaiser seinen Erklärungen vom Jahre 1908 gar nicht zuwider gehandelt habe: er habe sich nur dahin gebunden, eine verfassungsmäßige und stetige Politik zu treiben, das habe er getan. Die Königsberger Rede trage einerseits keinerlei absolutistischen Charakter, andererseits sei sie der Ausfluß eines tiefen religiösen Empfindens. Mit einer kräftigen Betonung, daß er auf demselben Boden stehe, schloß der Kanzler. Die sich anschließende Debatte stand durchaus nicht auf einer erhabenen Höhe, man hat in diesem Hause schon besseres gehört. Der Zentrumsführer Frhr. von Hertling drückte die vollste Zustimmung seiner Partei zur kaiserlichen Rede aus, und der konservative Führer von Heydebrand rückte scharf den Genossen auf den Leib, wobei er andeutete, daß die Regierung bei einer energischen antisozialistischen Politik auf unbedingte Unterstützung der Konservativen rechnen könnte. Herrn Bassermanns Erklärungen waren echt nationalliberal, weder fisch noch fleisch. Lebhafte verfassungsrechtliche Bedenken gegen die kaiserlichen Aeußerungen brachte der süddeutsche Fortschrittler v. Payer vor. Er kleidete seine Kritik in ein durchaus vornehmes Gewand. Dann ging es gemächlich weiter, auch noch einige kleinere Götter kamen heran und um Zweieinhalb Uhr machte man Schluß, d. h. mit dieser Interpellation. Man sah eine Reihe langer Gesichter als der Präsident noch zum 2. Punkt der Tagesordnung übergehen ließ, der fortschrittlichen Interpellation über den Stand der Pensionsversicherung. Herr Mugdan begründete die Interpellation seiner Partei, worauf ihm Herr Delbrück antwortete, daß der fertig ausgearbeitete Entwurf dem preußischen Staatsministerium zur Beschlußfassung unterliege. Nach unwesentlicher Debatte ging man in der sechsten Stunde auseinander.

* * *

Sitzungsbericht.

Die Interpellation Albrecht und Genossen lautet:

„Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun in Ausführung der im November 1908 vom Fürsten Bülow als verantwortlichem Reichskanzler und zugleich im Namen des Kaisers dem Reichstage abgegebenen Erklärungen, die durchbrochen worden sind durch die in diesem Jahre in Königsberg i. Pr. und in anderen Orten vom Kaiser über seine staatsrechtliche Stellung abgegebenen Erklärungen?"

Der Präsident Graf Schwerin-Löwitz eröffnete die Sitzung um 11,20 Uhr. Auf die Erklärung des Reichskanzlers, daß er zur sofortigen Beantwortung der sozialdemokratischen Interpellation bereit sei, erhielt das Wort zu deren Begründung der

Abg. Ledebour (Soz.),

der mit einer Erörterung der Vorgänge vor zwei Jahren begann und zum Beweise, daß damals völlige Uebereinstimmung bei allen Parteien geherrscht habe, einige Sätze aus der damaligen Rede des konservativen Führers v. Heydebrand und der Lase zitierte. Der sozialdemokratischen Partei könnte es an und für sich nur erwünscht sein, daß der Kaiser möglichst viel rede, aber vom Standpunkte der allgemeinen Politik und unter staatsrechtlichen Gesichtspunkten müsse sie dagegen Stellung nehmen. Der Reichskanzler Fürst Bülow habe diese Betätigung Kaiser Wilhelms als ein Unglück bezeichnet. Redner verliest die hierauf sich beziehenden Sätze aus der damaligen Rede des Fürsten Bülow. Das Versprechen, sich Zurückhaltung aufzuerlegen, habe der Kaiser 1½ Jahre strikte gehalten. In Königsberg aber sei die neuere Gepflogenheit plötzlich durchbrochen worden mit der Rede, in der Mitglieder der kaiserlichen Familie verherrlicht wurden und in der der Kaiser, was schlimmer sei, von „dem eigenen Recht" seines Großvaters gesprochen und ihn als Instrument des Himmels bezeichnet habe. Wenn die „Deutsche Tageszeitung" dem Kaiser zustimme und ausführe, tatsächlich sei im Grunde genommen sein Verhältnis zu Gott das entscheidende, so sei das unrichtig. Die Krone sei heute nicht mehr ein Familienschatz, sondern ihre Rechte seien seit 1848 an ganz bestimmte Verfassungsbeschränkungen gebunden. Der Kaiser habe sich auch als Praeceptor Germaniae aufgespielt und wieder Mitglieder seiner Familie als leuchtende Beispiele verherrlicht. Er habe sich gegen die öffentliche Betätigung der Frauen gewendet. Die Frauen können vieles besser beurteilen als Kaiser Wilhelm II. Welchen Eindruck müssen seine Worte machen auf die Millionen erwerbstätiger Frauen, wenn ein Mann glaubt, ihnen sagen zu müssen, es komme nicht darauf an, sich auszuleben auf Kosten anderer, wenn eine solche Mahnung gerichtet wird von dem Träger der preußischen Krone, dem soeben erst wegen der Teuerungsverhältnisse auf Kosten der Steuerzahler, darunter vieler darbender und arbeitender Frauen, die Zivilliste um 3¾ Millionen erhöht worden ist. (Lebhaftes Hört, hört! bei den Sozialdemokraten.) Ich hoffe, daß Kaiser Wilhelm II. es noch erleben wird, daß die proletarischen Frauen und die bürgerlichen Frauen, die mit ihnen kämpfen, ihre Rechte erobern, gegen ihn, wenn es sein muß. Der Kaiser sagt, der Friede beruht auf unserer Rüstung. Ach nein! Der Friede beruht nicht auf den Waffen, sondern darauf, daß die Völker sich dem Gedanken des Friedens mehr und mehr zuwenden und die Greuel des Krieges verabscheuen. Tolstoi hat den Krieg in seiner Jugend kennen gelernt, nicht bloß auf dem Tempelhofer Felde oder bei Kaiserparaden. Es ist aber wohl kaum jemand ein größerer Feind des Krieges gewesen als Tolstoi. Wir müssen fragen, wie der Kaiser seine Königsberger Rede mit seinem feierlich gegebenen Versprechen vereinbaren kann. Ein Monarch kann auf die Dauer nicht gegen den Volkswillen regieren, sonst kommt es schließlich zu einer Beseitigung entweder seiner selbst oder der monarchistischen Institutionen. Jetzt will Kaiser Wilhelm das selbstherrliche Regiment populär machen, wozu er den Segen der katholischen Geistlichkeit nachsucht. Er hat die Hilfe der Benediktiner, der gesamten katholischen Geistlichkeit, der katholischen Kirche für seine Auffassung des selbstherrlichen Regiments aufgerufen. Der Weg, den er gehen will, ist derselbe, den auch der junge König von Portugal gegangen ist, der auch mit solchen Ansichten erblich belastet war, und der bei Nacht und Nebel aus dem Lande heraus mußte. Wir wollen wissen, wie der Reichskanzler über die letzten Kaiserreden denkt, es genügt uns nicht, zu lesen, was irgendein Norddeutsch-Allgemein Subalterner (Heiterkeit) über die staatsrechtliche Stellung des Kaisers verzapft. Nur die Demokratie kann Deutschland vor einem Rückfall in den Absolutismus schützen. Es fragt sich, wie die Parteien sich gegenüber dem Absolutismus stellen werden. An die Stelle des „Männerstolz vor Königsthronen" vom November 1908 ist der Sammelruf gegen die Sozialdemokratie getreten. Die Herren v. Heydebrand und Klasing haben auf dem konservativen Parteitage zu Herford Wilhelm II. als Feldherrn der großen Ordnungsarmee proklamiert. Wir Sozialdemokraten können uns keinen bessern feindlichen General wünschen.

Die Konservativen sehen sich nach Helfershelfern um, ich hoffe, daß die Freisinnigen nicht darunter sein werden. (Dr. Pachnicke winkt mit der Hand ab). Ich glaube Ihnen gern, mein lieber Dr. Pachnicke, daß Ihnen das unangenehm ist. Sie möchten am liebsten mit Herrn von Heydebrand unter Führung Wilhelms 2. eine große Kavallerieattacke reiten. Aber es gibt Symptome, die mich hoffen lassen, daß Sie, Herr Pachnicke, mit ihrer Ansicht allein bleiben. Es bleibt ja den Freisinnigen auch nichts anderes übrig, wenn sie die Ideale ihres Parteiprogramms verwirklichen wollen. Wir Sozialdemokraten, auch wir von der radikalen Seite werden Sie mit Freuden als unsere Bundesgenossen begrüßen, wenn Sie gegen den rechtsstehenden Feind marschieren wollen. (Lebhafte Bewegung und Hört- Hört-Rufe.) Wir werden mit Freuden an Ihrer Seite kämpfen. Mit den Nationalliberalen nicht, denn die „National-Korrespondenz" hat ja mit Entsetzen den Gedanken an eine parlamentarische Herrschaft zurückgewiesen. Da ist alle Hoffnung verloren. Die Herren haben ja schon in Kassel vergebens versucht, zu Beschlüssen zu kommen. (Heiterkeit.) Da kann man auch jetzt nicht verlangen, daß sie energisch werden. Das deutsche Bürgertum steht vor einer Schicksalsfrage. Vielleicht kommt diese Frage überhaupt zum letztenmal. Jetzt muß sich zeigen, ob im deutschen Bürgertum noch soviel Selbstgefühl ist, wie z. B. in England. Wenn das wirklich so ist, dann begrüßen wir diese Mitkämpfer mit Freuden. Wenn sie wirklich eine liberale Partei sind, eine Volkspartei, dann ist der einzige Weg, den Sie einschlagen können, an unserer Seite, damit sie sich aus der trüben Lage retten, in die Sie durch die Blockpolitik gekommen sind. Kämpfen Sie nicht mit uns, dann werden Sie zu Handlangern der Konservativen wie die Nationalliberalen. Dann reißt der tote Block die Fortschrittliche Volkspartei mit sich ins Verderben. Ich hoffe, daß es anders kommen wird, wir werden es Ihnen erleichtern, mit uns zusammen zu kämpfen. (Hört, hört!) Wir könnten auch unsern Kampf allein führen, die Folge würde sein, daß aus allen bürgerlichen Parteien die Männer, die von dem Gottesgnadenkönigstum und der Junkerherrschaft nichts wissen wollen, zu uns herüberkommen. Durch den gemeinsamen Kampf mit Ihnen werden aber unsere Ziele nicht verwischt. Wir halten an unseren republikanischen Forderungen fest. (Hört, hört!). Wie in anderen Ländern, so muß auch in Deutschland der Republikanismus vervollständigt werden. Der Geist der Zeit muß siegen, dem der Kaiser verderblich nennt. Das hindert aber nicht, daß wir Bestrebungen auf parlamentarische Herrschaft, wie wir sie in England haben, unterstützen. Wollen Sie mit uns kämpfen, dann werden wir gemeinsam siegen. „Und wär' die Welt voll Teufel wär', wir werden es doch erzwingen." (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Die Antwort des Reichskanzlers:

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg: Bevor ich zur Beantwortung der Interpellation selbst übergehe, wende ich mich mit einigen wenigen Worten zu den Ausführungen des Vorredners. Die Darlegungen, die uns der Abg. Ledebour soeben in dem zweiten Teil seiner Rede gegeben hat, erweisen, wie recht der „Vorwärts" hatte, als er vor einigen Tagen ankündigte, der Zweck der heutigen Interpellation sei die Aufrollung der Verfassungsfrage. Die Ausführungen des Abg. Ledebour zeigen durchaus klar, daß er und seine Partei bei dieser Aktion nicht von einer Sorge um das Gemeinwohl, nicht von der Absicht, verfassungsmäßige Institutionen einzuführen, geleitet werden, sondern im Gegenteil von einer leidenschaftlichen Gegnerschaft gegen unsere Verfassung erfüllt sind. (Lebhafte Zustimmung rechts, Lärm und Lachen der Sozialdemokraten.) Der Abg. Ledebour hat sich ja soeben mit klaren Worten für seine Partei

zum Republikanismus bekannt.

(Zurufe der Sozialdemokraten: Ist denn das etwas Neues?) Nein, meine Herren, es ist nicht neu. Sie haben von jeher dieses Prinzip verfolgt. Das haben wir gewußt; aber es hat kaum eine Zeit gegeben, wo Sie mit diesem Endziel so klar vor die Oeffentlichkeit getreten sind, wie heute. (Lachen und Widerspruch der Sozialdemokraten.) Und es ist gut, daß sie das tun, daß das ganze Land weiß, zu welchem Ziel sie hinsteuern. (Sehr richtig! rechts.) Wenn sich der Abg. Ledebour zur Aufgabe gestellt hat, das zu erreichen, so muß ich ihm zu seinem Erfolg beglückwünschen. (Sehr wahr! rechts.) Ob er im übrigen bei der Begründung der Interpellation dasselbe Glück gehabt hat, darüber wird der Reichstag nachher zu entscheiden haben.

Auf die Interpellation selbst habe ich folgendes zu erklären: Die Interpellation geht von der Annahme aus, Seine Majestät der Kaiser habe im November 1908 dem Reichstag durch den Reichskanzler Fürsten Bülow Erklärungen gegeben, mit denen er sich durch Aeußerungen in Reden dieses Jahres in Widerspruch gesetzt habe. Diese Annahme ist falsch. Im Anschluß an die Debatten, die hier im Reichstage geführt worden sind, ist zu jener Zeit, wie Herr Ledebour ja auch selbst mitgeteilt hat, durch den „Reichsanzeiger" mitgeteilt worden, daß Seine Majestät der Kaiser dem Reichskanzler Fürsten Bülow unter Billigung seiner Ausführungen im Reichstage und unter Bekundung seines andauernden Vertrauens seinen Willen dahin kundgegeben habe, daß er nunmehr, durch die von ihm als ungerecht empfundenen Uebertreibungen der öffentlichen Kritik veranlaßt, seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin erblickte, die Stetigkeit der Politik des Reichs unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Mit dieser Erklärung im „Reichsanzeiger" ist der Oeffentlichkeit gegenüber eine Mitteilung darüber erfolgt, wie der Kaiser seine staatsrechtliche Stellung und die Pflichten seines Herrscheramtes auffaßte. Mit diesen Auffassungen hat sich Seine Majestät der Kaiser

nicht in Widerspruch gesetzt

und er hat es insonderheit nicht getan — das stelle ich des weitern fest — durch Aeußerungen, die er seither getan hat. (Sehr richtig!) Trotz der sehr eingehenden Darlegungen ist uns der Abg. Ledebour den Gegenbeweis schuldig geblieben. Es ist mir völlig unerfindlich, wie man aus der Beuroner Ansprache, aus der Ansprache an die Rekruten, aus den Aeußerungen, die der Kaiser zu Königsberg über den Beruf der Frauen, über die Friedensbürgschaft, die ein starkes Heer liefere, es ist mir unerfindlich, wie man aus diesen Aeußerungen folgern will, daß der Kaiser die Grenzen seines konstitutionellen Herrscheramts überschritten oder die Stetigkeit der Politik und die Autorität der Krone gefährdet hätte. (Sehr richtig!) Die Königsberger Rede, die der König von Preußen vor Angehörigen einer preußischen Provinz gehalten hat, enthält auch nicht, wie man ihr nachgesagt hat, eine Bekundung absolutistischer, mit unserm Verfassungsrecht unvereinbarer Anschauungen, wohl allerdings eine starke Betonung desjenigen monarchischen Prinzips, auf dem das preußische Staatsrecht beruht (Sehr wahr! rechts), verbunden mit dem Ausdruck tiefer religiöser Ueberzeugung, die in breiten Schichten des Volkes verstanden (Sehr richtig!) und auch geteilt wird. (Lauter wiederholter Beifall rechts und im Zentrum.) Die Könige von Preußen sind in einer jahrhundertelangen Entwicklung mit ihrem Volke verwachsen. Diese Entwicklung hat sich nicht so vollzogen, daß es das Volk gewesen sei, das sich ein Königtum gesetzt hätte, sondern in einer fast beispiellosen historischen Arbeit großer Herrscher aus dem Hause Hohenzollern, die in der Tüchtigkeit und Zähigkeit der Bevölkerung eine lebendige Stütze fand, ist ein preußisches Staatswesen erst zusammengeschmiedet worden. Deshalb sind die preußischen Könige ihrem Volke gegenüber

Könige aus eigenem Recht

(Lebhafter Beifall rechts, Lachen bei den Sozialdemokraten.) Meine Herren! Ihr Gelächter stößt die Geschichte nicht um. Wenn nun die Neigung aufgetreten ist, auch in Preußen den König wie einen vom Volk bestellten Würdenträger zu behandeln, so darf man sich nicht wundern, wenn der König das Bewußtsein, keiner Volkssouveränität zu unterstehen, stark betont. Die persönliche Unverantwortlichkeit des Königs, die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des monarchischen Rechts, das sind Grundgedanken des preußischen Staatslebens, die auch in der Periode konstitutioneller Entwicklung lebendig geblieben sind. Gibt hier der König von Preußen in der altpreußischen Königsstadt „in der durch die Tradition geheiligten Form der Uebertragung Ausdruck", beruft er sich im Gegensatz zu Tagesmeinungen auf sein Gewissen, als die Richtschnur seines Handelns, so geschieht das aus dem Bewußtsein der Fülle seines Rechts und seiner Pflichten. (Sehr wahr! rechts.) In dieser Auffassung von der Stellung des Kaisers und Königs stehe ich

auf verfassungsmäßigem Boden.

(Beifall rechts.) Diesen Boden werde ich festhalten und ich werde ihn verteidigen getreu der mir bleibenden Verantwortung (Zuruf von den Sozialdemokraten: Wie lange?), die ich mir nur durch mein Amt und durch meine politische Ueberzeugung bestimmen lassen werde. (Lebhafter Beifall.)

Auf Antrag Singer (soz.) wird einstimmig die Besprechung der Interpellation beschlossen.

Abg. Freiherr v. Hertling (Zentr.):

Ich behaupte, daß der Interpellation jeder berechtigte Anlaß gefehlt hat. Die Interpellation sagt, der Kaiser habe Erklärungen durchbrochen. Ich behaupte, daß keine erfolgt sind. Die Aeußerungen des Fürsten Bülow sprechen nur von der Ueberzeugung des Fürsten Bülow, nicht von Abmachungen. Redner wendet sich dann heftig gegen diejenige Parteipresse, die von einer schamlosen Ausnutzung der Kaiserrede durch die Zentrumspresse gesprochen habe. Wir Zentrumsleute sind überzeugte Monarchisten. Wir drängen uns aber nicht an den Thron, haben es nie getan. (Lebhafte Zurufe links.) Der Kaiser hat davon gesprochen, daß sie seine Vorfahren aus eigenem Rechte die Königskrone aufgesetzt haben. Redner sucht diese Ansicht des Kaisers durch geschichtliche Tatsachen zu beweisen. Der Kaiser ist König aus eigenem Rechte. Er ist nur an die Mitwirkung des Volkes bei seinen Entschlüssen gebunden. Und diesen Nachsatz hat der Kaiser jederzeit anerkannt. Wer bei dem Bekenntnisse des Gottesgnadentums an theokratische, selbstherrliche Neigungen des Kaisers denkt, dessen Kenntnisse auf staatswissenschaftlichem und historischem Gebiete sind mangelhaft. Das Gottesgnadentum bedeutet nichts weiter, als daß der Kaiser regiert, weil er König ist und daß er sich der vollen Verantwortung bewußt ist, die ihm die Fügung des Himmels beschieden hat, daß er als König über alle Irdischen erhoben ist. Was der Kaiser über die deutsche Frau gesagt hat, ist das ein Eingriff ins politische Leben? Wenn er die Frau dem höchsten Berufe zugewendet wissen will, dem Berufe der Gattin und Mutter? Der Redner führte noch aus, daß die Rüstungen die Bürgschaften unseres Friedens sind, daß wir Bundesgenossen der „blauen Augen" wegen nicht bekommen; dann kommt er auf das Kapitel Atheismus und Materialismus. Heute erlaube sich jeder unreife Bursche, der von dem Problem der Weltanschauung keine Anschauung hat, sich zum Atheismus und Materialismus zu bekennen. Will man da dem Kaiser übelnehmen, daß er sich zum Christentum bekannt hat? Soweit sind wir doch wohl noch nicht! Ich möchte nur wünschen, daß Harmonie besteht zwischen dem Kaiser und seinen maßgebenden Organen, daß nirgendwo bureaukratische Engherzigkeit entfaltet wird, um das religiöse Bekenntnis einzuengen. (Lebhaftes Ahal auf der Linken.) Redner schließt mit der Aufforderung, alle Bürgerlichen möchten sich zusammenschließen, um gegen die Verhetzungen des Volkes zusammenzustehen. Er mahnt zur Sammlung aller sittlich-religiösen Kräfte gegen den Umsturz. (Lebhafter Beifall rechts und im Zentrum.)

Abg. Dr. v. Heydebrand und der Lase (kons.):

Meine politischen Freunde sehen es als Herausforderung des monarchischen und religiösen Sinnes im Volke an, wenn, wie es heute geschieht, an den Kanzler die Frage gerichtet werden kann, ob er verurteilt, daß der Kaiser in den Grenzen seines verfassungsmäßigen Rechtes sich vor einem höheren Richterstuhle gebeugt hat; wenn die Sozialdemokratie es wagen kann, den Kanzler zur Rechenschaft zu ziehen und dabei den größten Teil des Volkes in seinem Denken und Empfinden zu verletzen, wenn die Partei ohne Vaterland und ohne Religion uns vorschreiben will, was wir vom Vaterlande zu halten haben. (Anhaltender stürmischer Beifall rechts.) Ich bin empört, daß es erlaubt ist, die Person unseres höchsten Herrn so zu verunglimpfen, wie es sich kein Privatmann gefallen lassen würde. Ich richte die Frage an den Kanzler, ob er nicht das Empfinden hat, daß das Volk durch diese Beschimpfung des Monarchen in seinem monarchischen Empfinden verwirrt wird. Redner verliest eine große Anzahl von Aeußerungen sozialdemokratischer Redner, so u. a. unter Anspielung auf die Revolution in Frankreich: „Auch für die Monarchen unserer Zeit müsse es heißen: Kopf ab." Die Sozialdemokratie hält ihre Zeit schon als gekommen, ihren Zukunftsstaat verwirklichen zu können. Wer kann sich das gefallen lassen? Glauben Sie, daß wir warten werden, bis Sie uns mit dem „Kopf ab" kommen werden? (Zurufe bei den Sozialdemokraten: Wir sind ja für Abschaffung der Todesstrafe! Große Heiterkeit.) Das versteht man im Volke nicht. Sie wagen es, die Freiheit der Arbeit zu terrorisieren und die Freiheit des Wortes und geben einen Vorgeschmack, wie es im Zukunftsstaate aussehen wird. So lange können wir aber nicht warten. Es ist eine ernste Aufgabe der Staatsleitung, und diese Interpellation gibt mir den Anlaß, das ernste Wort der Mahnung zu wiederholen, und die Frage an die Reichsleitung zu richten, wie lange sie ansehen will, daß ein

derartiges Unterwühlen unserer Staats- und Wirtschaftsordnung, ein derartiges Auftreten gegen die Freiheit und eine derartige Vergewaltigung der loyalen und monarchischen und religiös denkenden Bevölkerung noch erlaubt sein soll? (Unruhe und Unterbrechungen durch die Sozialdemokraten.)

Präsident Graf Schwerin-Löwitz: Ihr Herr Redner wurde fünfviertel Stunden lang ohne jede Unterbrechung angehört. (Sehr wahr!) Ich bitte, nicht durch störende Zwischenrufe zu unterbrechen. (Beifall.)

Abg. Dr. v. Heydebrand (kons.) fortfahrend: Wir wissen ganz genau, wenn wir diese mahnenden Worte an die Reichsleitung richten, daß dieses eine ganz außerordentlich verantwortliche und schwierige Aufgabe des Tages ist und wir vermessen uns nicht, hier bestimmte einzelne Vorschläge zu machen. Es ist die Pflicht und die Aufgabe der Staatsleitung und der Reichsleitung, die Stunde und die Mittel zu finden und zu wählen, in der und mit denen sie zum Schutz der bürgerlichen Gesellschaft entschlossen sein wird, einzutreten. Aber diese Verantwortung, die ruht auf den verbündeten Regierungen, und wir erwarten, daß, wenn die Stunde kommt, sie wahrgenommen wird und die Mittel ergriffen werden, die der Ernst der Lage erfordert. (Lebhafter Beifall rechts.)

Abg. Bassermann (nat.-lib.):

Die Interpellation geht davon aus, daß ein Widerspruch zwischen den im November 1908 vom damaligen Reichskanzler Fürsten Bülow abgegebenen Erklärungen und den jüngsten Reden des Kaisers besteht. Es ist nicht richtig, die Bedeutung der damaligen Vorgänge herabzusetzen. Das sage ich besonders Herrn v. Heydebrand gegenüber. Jene Vorgänge müssen auch heute noch in ihrer vollen Wichtigkeit und Bedeutung für das politische Leben anerkannt werden. Es ist damals vom Fürsten Bülow am Ende seiner Rede gesagt worden: „Ich habe die Ueberzeugung, daß Seine Majestät künftig auch in Privatgesprächen diejenige Zurückhaltung beobachten wird, welche im Interesse einer einheitlichen Politik und für die Autorität der Krone unentbehrlich ist." Das ist eine Erklärung, an der man nicht drehen und deuteln sollte. Der Redner geht dann auf die Verhandlungen vom November 1908 ein und beweist, wie schwerwiegend die damalige Lage war und wie unrichtig es ist, die Bedeutung der damaligen Regierungserklärung herabdrücken zu wollen. Die heutige Interpellation hält der Redner entgegen derjenigen vom November 1908 für unbegründet. Was die Tonart anbelange, die vielfach und vor allem in der sozialdemokratischen Presse im Anschluß an die letzte Kaiserrede zu finden war, so bedauern auch wir jede Unehrerbietigkeit gegen den Kaiser. Wenn Herr Ledebour den Satz des Kaisers herausgegriffen hat, er stelle sich über die Meinungen des Tages, so halte ich die Polemik dagegen für unrichtig. Das soll nicht nur der Kaiser tun, sondern jede führende Persönlichkeit. Bassermann tritt dann lebhaft für die Forderung zur Sicherung des Friedens ein und damit auch für eine starke Wehrkraft. Nach drei Richtungen ist über die Frage der kaiserlichen Bemerkung etwas zu sagen. Seine Aeußerungen über die Stellung der Frau berührten ja sehr sympathisch. Sie stellten die Frau im Hause, in der Familie, ans Ideal hin. Aber die wirtschaftliche Entwicklung der Zeit, die Not des Kampfes ums Dasein treibt die Frau aus dem Ideal hinaus. Die Arbeiterfrau muß in die Fabrik und die Töchter unseres Mittel- und Beamtenstandes sind ebenfalls in wachsender Zahl genötigt, den häuslichen Herd zu verlassen, um den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Die zweite ist die Beuroner Rede. An sie hat sich sofort die Erörterung geknüpft über die Bedeutung des Benediktinerordens, aber auch der allgemeinen Tätigkeit der Orden überhaupt. Man hat den Ruf nach Rückberufung der Jesuiten und Aufhebung des Jesuitengesetzes erschallen lassen. Die dritte ist das Gottesgnadentum. Die Verhandlungen in der Sitzung der Nationalversammlung vom 12. Oktober 1848 über diesen Begriff bieten eine Zusammenstellung sehr verschiedener Auffassungen. Auch wir können in den bezüglichen Aeußerungen des Kaisers ein Bekenntnis zum Absolutismus nicht finden. Wir finden darin auch nicht einen Angriff auf die Verfassung und die konstitutionellen Garantien. Auch das Bekenntnis, das der „Reichsanzeiger" am 17. November 1908 veröffentlichte, entsprach nicht der Auffassung des Abg. Ledebour. Wenn aber der Kaiser so hochwichtige Fragen aufwirft, ist es eine absolut notwendige Folge, daß die Diskussion in unserem Volke das aufgreift, und das ist doppelt bedenklich in einer Zeit, die doch von starker Nervosität erfüllt und mehr als früher geneigt ist, bei einem einzigen Worte einzuhaken. Wir können es nicht für nützlich erachten, wenn so, wie es in den letzten Monaten geschehen ist, der Träger der Krone in den Mittelpunkt von Diskussionen gestellt wird, die dann vielfach die Grenzen überschreiten, die durch die Ehrfurcht vor Seiner Majestät geboten sind. Herrn v. Ledebour, der jetzt sanftere Töne findet, möchte ich den Rat geben: Die Annäherung an die bürgerlichen Parteien wird für die Sozialdemokratie dann am besten möglich sein, wenn sie ihre republikanischen und revolutionären Allüren aufgeben und sich endlich auf den Boden der Monarchie stellen. (Heiterkeit bei den Sozialdemokraten und lebhafter Beifall bei den Nationalliberalen.) Dieser Rede stelle ich ein Wort Treitzschkes gegenüber, als dieser als Hochschullehrer in Heidelberg lehrte: Die monarchische Gesinnung wurzelt fest in unserer Nation; sie entspringt der dankbaren Erkenntnis, daß unsere Krone die hohe Pflicht, in deren Willen sie besteht, immerdar erfüllt hat. (Beifall.) Ich möchte den Sozialdemokraten sagen: Je höher bei ihnen die Wogen gehen, je schärfere Ausdrücke sie finden in der Bekämpfung des monarchischen Prinzips, desto mehr werden die bürgerlichen Schichten des deutschen Volkes, die ihrer Parteirichtung nicht angehören, das Bedürfnis empfinden, sich anzulehnen an eine starke Monarchie. (Lebhafter Beifall.)

Abg. v. Payer (fortschr. Vp.):

Es handelt sich hier nur um die Frage, ob das, was der Kaiser in seinen letzten Reden gesagt hat, vereinbar ist mit unserer staatsrechtlichen Auffassung. Wir können nicht daran herumkommen, daß das, was der Kaiser in Königsberg vom Gottesgnadentum gesagt hat, doch nicht so harmlos ist, wie man glauben machen möchte. (Sehr richtig! links.) Es handelt sich nicht um den Ausdruck, sondern um den Gedanken. Das, was der Kaiser über seine staatsrechtliche Stellung gesagt hat, steht nicht im Einklang mit der Verfassung des Deutschen Reiches. Der Kaiser hat seine Stellung nicht von Gottes Gnaden, sondern von den deutschen Bundesfürsten. (Sehr richtig! links.) Das Parlament hat doch auch seine Rechte; wenn sie auch nur sehr geringe sind, so müssen sie doch beachtet werden. (Sehr richtig! links.) Vom Reichskanzler erwarten wir, daß er immer und immer wieder den Kaiser an die Abmachungen und die Erklärung vom November 1908 erinnert. An der Erklärung sollte man nicht deuteln und rütteln. (Sehr richtig! links.) Wer will bestreiten, daß, wenn die Königsberger Rede in die Praxis umgesetzt würde, der Stetigkeit der deutschen Politik Abtrag getan würde, und darum ist es begreiflich, wenn jetzt wieder eine große Beunruhigung in weiten Kreisen Platz greift. Die Beuroner Rede klingt ja verhältnismäßig harmlos. Aber wenn der Kaiser sagt, Thron und Altar dürften nicht getrennt werden, so muß man doch fragen, ob durch eine solche Durchbrechung der Novemberabmachungen nicht die Stetigkeit unserer Politik gefährdet wird. Die Zentrumspresse hat, gestützt auf diese wenigen Worte, sehr im Gegensatz zu der Politik der Regierung, die Aufhebung des Jesuitengesetzes verlangt. Das ist doch recht bemerkenswert. (Sehr richtig! links.) Der Kaiser wird daraus ersehen, welche vielleicht unerwünschte aber bedeutsame Rückwirkungen seine Rede gehabt hat, Wirkungen, die in dem Augenblick, als er seine Aeußerungen tat, vielleicht gar nicht vorauszusehen waren. Er weiß jetzt, wie seine Rede parteipolitisch ausgeschlachtet wurde, er weiß jetzt, was er damals, bei seinem Ritt ins romantische Land, hätte voraussehen können, daß er, der über den Parteien stehen sollte, bei solchen Aeußerungen sofort in den Streit der Parteien hineingezogen wird. Möge man an zuständiger Stelle die ernste Lehre daraus ziehen. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Dr. David (Soz.):

Selbstverständlich verwehren wir es dem Kaiser nicht, sich zum Christentum zu bekennen. Hier handelt es sich aber darum, daß der Kaiser aus seinem Bekenntnis staatsrechtliche Konsequenzen bestimmter Art zieht. Heute wird die Interpellation als eine sozialdemokratische Mache hingestellt, aber im August schrieben die konservativen „Berl. N. Nachr.", daß das deutsche Volk sich zwei Jahre lang im Irrtum befunden, daß wir wieder auf dem alten Flecke wären. Früher wurde auf das höchste anerkannt, daß der Kaiser sich Zurückhaltung auferlegt habe. Jetzt wird gesagt, er habe sich gar keine Zurückhaltung auferlegt. Der Kaiser selbst hat seine Auffassung des Gottesgnadentums dahin interpretiert, daß er nur Gott verantwortlich sei und daß er deshalb auch von seinen Untertanen das Recht der Mitarbeit verlangen könne. Wir sind keine Untertanen, sondern freie Staatsbürger. (Beifall links.) Sie werden es nicht aufhalten können, daß wir auch in Deutschland bald zu modernen Einrichtungen kommen müssen, wie sie in Westeuropa bestehen. Wir haben die Interpellation eingebracht, weil wir wissen, wohin die Dinge treiben. Man appelliert bereits an den Träger der Krone, selbstherrlich in die Verfassung des Deutschen Reiches einzugreifen. Die heutige Rede des Herrn v. Heydebrand war auch schon auf denselben Ton gestimmt. Ich freue mich, daß wenigstens die Fortschrittliche Volkspartei heute energische Töne gefunden hat und auf unserer Seite kämpfen will. Wenn die Nationalliberalen nicht mitmachen wollen, so wird es ihr eigener Schaden sein. So setzen wir dem Rufe zur Sammlung, der von anderer Seite gekommen ist, unsern Ruf zur Sammlung entgegen. Unser Kurs ist der mächtige Wille des Volkes. Das ist unser oberstes Gesetz. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Abg. v. Dirksen (Reichsp.):

Ein Gutes hat die Interpellation gehabt: das Bekenntnis der Sozialdemokratie coram publico zur Republik. Das ist ein wertvolles Geständnis. (Lachen bei den Sozialdemokraten.) Wir werden es abwarten. In Magdeburg haben Sie das schon getan, aber noch nicht hier im Reichstag. Die Bemerkung des Kaisers in Königsberg zur Frauenfrage war durchaus einwandfrei und dem überwiegenden Teile des deutschen Volkes aus der Seele gesprochen. Diese Interpellation war durchaus überflüssig, und der Ausfluß von Bestrebungen, die seit Jahren im Gange sind, eine Hetze gegen den Kaiser zu führen. Soll wirklich der Kaiser sich nach den wechselnden Strömungen der Menge richten? Die historische Erinnerung des Erfolgs war in jener Sache durchaus berechtigt. Wer die Persönlichkeit des Kaisers kennt, und das Milieu beurteilt, in dem diese Worte gesprochen worden sind, der kann der Rede unmöglich jenen Sinn unterlegen. Es hätte der Marienburger Deklaration gar nicht erst bedurft. Den politischen Drahtziehern ist die energische Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. unbequem. Ihr Ideal ist eine Marionette. Wir wollen aber ein Königtum haben, das über den Parteien steht, als fester ruhender Pol. Wir Preußen sind mit den Hohenzollern groß geworden. Wir haben volles Vertrauen zu ihnen. Wenn auch der König einmal fehlen mag wie jeder Mensch, so hat er doch den besten Willen. Ledebour hat mit einem Lutherwort geschlossen. Ich freue mich, daß er sich uns nähert. Ich schließe mit einem Bebelwort: „Die Hohenzollern ändern sich niemals." Mögen sie immer so bleiben, wie sie sind. (Beifall rechts.)

Abg. Liebermann v. Sonnenberg (wirtsch. Vg.) verliest eine Erklärung seiner Fraktion, wonach seine politischen Freunde in den in Frage stehenden Reden des Kaisers keinen Regierungsakt, sondern ein persönliches Glaubensbekenntnis und eine Mahnung zur Einigkeit, die sich zunächst an das preußische Volk richte, erblicken. Sie erachten deshalb den Reichstag nicht für zuständig, in eine Erörterung darüber einzutreten.

Ein Schlußantrag wird angenommen.

Damit ist die Interpellation über die Kaiserreden erledigt.

Es folgt die

Interpellation über die Pensionsversicherung der Privatangestellten.

Staatssekretär Dr. Delbrück erklärt sich zur sofortigen Beantwortung bereit.

Abg. Dr. Mugdan (Volksp.): Unsere Interpellation ist eigentlich nur eine Anfrage zu dem Zwecke gewesen, ob die Staatsregierung die Absicht hat, noch in dieser Session eine Vorlage über die Pensionsversicherung der Privatangestellten einzubringen. Wir würden uns freuen, wenn der Staatssekretär schon in den nächsten Monaten einen solchen Antrag einbringen könnte.

Staatssekretär Dr. Delbrück: Im Reichsamt des Innern ist trotz der starken Belastung mit anderen Geschäften der Entwurf einer Pensionsversicherung der Privatangestellten ausgearbeitet worden. Der Entwurf liegt dem preußischen Staatsministerium vor. Wann es seine Entschließungen faßt, vermag ich nicht anzugeben. Sobald das geschehen ist, werde ich den Entwurf baldigst veröffentlichen und dem Bundesrat vorlegen. Wie lange Zeit dann vergehen wird, bis die Vorlage dem Reichstage zugehen wird, wird von der Entschließung der verbündeten Regierungen abhängen. Ich bin selbstverständlich weiter bemüht, die Angelegenheit tunlichst zu fördern.

Auf Antrag des Abgeordneten Dr. Drösscher (kons.) wird die Besprechung der Interpellation beschlossen.

Abg. Dr. Drösscher (kons.): Ich verstehe nicht recht den Zweck dieser Interpellation. Die große Eile der Interpellanten legt die Vermutung nahe, als sei es ihnen hauptsächlich um eine Empfehlung bei den Privatangestellten bei den Reichstagswahlen zu tun. (Lebhafter Widerspruch links.) Wir nehmen mit großer Befriedigung zur Kenntnis, daß der Staatssekretär eine ganz klare und deutliche Antwort gegeben hat.

Abg. Nacke (Ztr.): Meine politischen Freunde begrüßen die Erklärung des Staatssekretärs und hoffen, daß es gelingt, das Gesetz noch vor Weihnachten zu publizieren.

Im gleichen Sinne äußern sich die Abg. Liebermann (wirtsch. Vg.) und Linz (Reichsp.). Abg. Schmidt-Berlin (Soz.) ist von der Antwort des Staatssekretärs nicht befriedigt.

Abg. Beck-Heidelberg (nat.-lib.) vermißt eine bestimmte Erklärung darüber, zu welchem Termin die Vorlage eingebracht würde. Es sei dringend zu wünschen, daß die Einbringung möglichst beschleunigt werde.

Nach weiterer kurzer Debatte schließt die Besprechung.

Es soll dann die Interpellation über die Rebschäden besprochen werden. Staatssekretär Dr. Delbrück erklärt jedoch, daß er die Interpellation in der zweiten Hälfte der nächsten Woche beantworten werde.

Montag 2 Uhr: Vorlage über das Banknotenpapier; Schiffahrtsabgaben.

Schluß 5½ Uhr.

Preßstimmen.

In allen Betrachtungen über die Sitzung kehrt die Auffassung wieder, daß diesmal die Debatte nicht mit einem solchen Eifer geführt ist wie vor zwei Jahren, und daß auch der letzten Rede des Monarchen keine politische Betonung zugeschrieben werden könne. Trotzdem, so ist der liberale Standpunkt, sei eine Beschränkung solcher Aussprüche erwünscht; die konservativen und Zentrums-Organe halten es für recht, daß das Reichsoberhaupt seinen tiefen religiösen Anschauungen Ausdruck gegeben habe, und fordern zur Nacheiferung auf. Die Anregungen zu einem neuen Sozialistengesetz, die im Laufe der Sitzung fielen, werden ja nach der persönlichen Auffassung ernster oder nebensächlicher aufgefaßt, aber an eine Verfassungsänderung zur Einengung der Reichstagsrechte glaubt im Ernst niemand. Sehr bemerkt ist es, daß während der Rede des nationalliberalen Parteiführers Bassermann fast alle Konservativen und Zentrumsleute den Saal verließen. Die „Berl. N. N." nennen den Verlauf der Sitzung eine sozialdemokratische Niederlage. Die „Post" bezeichnet folgendes als den Höhepunkt des Tages: „Von bedeutender Wirkung war es, als der kleine Führer der Konservativen, Abg. v. Heydebrand, mit einer fast befehlenden Handbewegung den Reichskanzler verantwortlich machte für ein baldiges Eingreifen zum Schutze der bürgerlichen Gesellschaft gegen den Terrorismus der Sozialdemokratie." Vom Reichskanzler wünschen die „Leipz. N. N.", daß er das innige Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem Volke hüte und der Wortführer des Volkes sei, wo Gefahr drohe. „Aber statt uns von unseren ernsten Sorgen zu befreien und uns eine Gewähr zu bieten, daß er sich in diesem Sinne seiner Aufgaben bewußt sei, hat er uns nur eine akademische Anmerkung zu dem Begriff Souveränität gegeben."

Die „Berl. Volksztg.", die sich erst abfällig über das „nationalliberale Gesäusel" des Herrn Bassermann geäußert, schließt ihren Artikel wie folgt: Eine Klärung ist gestern erfolgt. Man weiß, wohin der Kurs geht. Man hat erfahren, daß die Reaktion den Kanzler mit allen Mitteln zu Ausnahmemaßregeln gegen die Sozialdemokratie drängen will. Und Herr von Heydebrand wünscht schnelle und ganze Arbeit noch vor der Auflösung des Reichstages und vor den Neuwahlen. Die Herren wissen, daß sie mit ihrem Latein am Ende angelangt sind, daß das deutsche Volk bei den Wahlen für die reaktionäre Aussaugungs- und ihre Knebelungspolitik Rechenschaft von ihnen fordern wird. Den auf gesetzmäßigem Wege zu führen, haben die Junker aufgegeben, weil sie da nur eine vernichtende Niederlage erwarten dürfen. So greifen sie zu ihrer ultima ratio, der Gewalt. Man darf auf die diesjährige Weihnachtsüberraschung der Reaktion gespannt sein. Sie mag kommen! Das Volk ist gerüstet!

Die „Frankft. Ztg." findet, daß der Reichskanzler das ungeeignetste Mittel angewandt hat in Erfüllung seiner Aufgabe, dafür zu sorgen, daß zwischen dem Träger der Krone und den Empfindungen des Landes nicht ein Zwiespalt entstehe. „Wie er das übertriebene Machtgefühl verteidigte, und wie die Vertreter der reaktionären Parteien dann mit der Scharfmacherei einsetzten, ist diee Wirkung nicht einen Augenblick zweifelhaft; aus der angebahnten Versöhnung wird eine neue, verstärkte Entfremdung, eine Kluft, an deren Verbreiterung nicht die Freunde der Volksrechte, sondern ihre Gegner die eigentliche Schuld tragen."

Die „Berl. Morgenpost" sagt, daß die unverbesserlichen Optimisten, die im Stillen gehofft hätten, die Vertreter des deutschen Volkes würden sich noch einmal, wie im November 1908, zu einer einmütigen Kundgebung gegen das selbstherrliche persönliche Regiment von Gottes Gnaden aufschwingen, nicht auf ihre Kosten gekommen seien. „Wer sich aber solchen Hoffnungen hingegeben hatte, sah sich natürlich bitter enttäuscht: nicht die Regierung verantwortete sich gestern vor dem Reichstag, sondern die schwarzblaue Mehrheit entschuldigte sich vor der Regierung wegen ihrer unbotsmäßigen Haltung vor zwei Jahren. Ein Schauspiel für Götter!"

Deutsches Reich.

Noch eine Reichstagssession.

In parlamentarischen Kreisen hält man es für nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung im Oktober 1911 eine neue Session des Reichstages eintreten läßt, die bis zum Januar 1912 dauern soll, wo dann der Reichstag geschlossen werden würde. Die Neuwahlen müßten sich dann unmittelbar anschließen. Auf diese Weise könnte der Reichskanzler den Beginn der Wahlkämpfe bis zum letzten Zeitpunkte hinausschieben, um während dieser gewonnenen Zeit seine Sammlungspolitik fortsetzen zu können.

Die Textil-Interessenten und der Wahlfonds Aufruf des Hansa-Bundes.

Die Textil-Woche" das offizielle Organ der Textil-Interessenten, schreibt in ihrer Nr. 45 u. a.:

„Alle Schutzgemeinschaften, die sich entweder in besonders gefahrvollen Augenblicken oder überhaupt mit Rücksicht auf die grundsätzlich stiefmütterliche Behandlung gebildet hatten, die den Kreisen aus Gewerbe, Handel und Industrie bei uns zuteil wird, haben bisher versagt.

Aber wie die Not jene, die es angeht, Notwendigkeiten erkennen lehrt, so ist auch das erwerbstätige Bürgertum nach und nach über das Stadium hinausgewachsen, in dem es sich begnügte, über gottgewollte Abhängigkeiten zu seufzen oder mit geballten indes sorgfältig in den Taschen versteckten Fäusten, zu murren, daß es so nicht weitergeht. Man hat erkannt, daß

eine Versicherung gegen die Hagelschauer von Gesetzen, Verordnungen, und Erlassen, die auf Industrie und Handel niederprasseln, sehr wohl durchführbar ist.

Im Hansabunde haben sich Handel, Gewerbe und Industrie die Organisation geschaffen, die allein die Möglichkeit bietet, daß der Kaufmannsstand im weitesten Sinne des Wortes die Geltung und den Einfluß im staatlichen Leben Deutschlands erlangt, die ihm gebühren. Der Weg, auf dem dieses Ziel erreicht werden soll, und allein erreicht werden kann, ist so einfach wie möglich. In Zukunft darf nicht mehr gegen, sondern es muß für Handel, Gewerbe und Industrie regiert werden. Deshalb wird das erwerbstätige Bürgertum zu sorgen haben, daß es Männer, die ihm entstammen, in die gesetzgebenden Körperschaften bringt, und deren müssen soviel sein, daß die Parlamente in ihrer Zusammensetzung ein getreues und kein verzerrtes Spiegelbild der tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands geben. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat

die Wahlfondssammlung des Hansabundes,

die letzthin begonnen hat, nichts mit Parteipolitik zu tun. Sie ist ein Akt gerechter Notwehr und ein Gebot der Vernunft, und jeder Geschäftsmann sollte gern diese Versicherungsprämie zahlen.

Für den Wahlfonds des Hansabundes sammeln und geben, heißt nicht Politik treiben, sondern bedeutet einen Akt kluger geschäftlicher Voraussicht, dessen Unterlassung sich bitter rächen würde."

Der Kaiser

wohnte am Samstag in Beuthen (Oberschlesien) der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen bei. Der Monarch sprach seine Freude über die Entwicklung Oberschlesiens aus. Von Beuthen aus stattete der Monarch dem Herzog von Ratibor einen Besuch ab.

Lokales und Provinzielles.

Dortmund, 28. November.

—§ Der Verein für **jüdische Krankenpflege** in Westfalen (e. V.) hielt gestern nachmittag im Lindenhof seine erste Mitgliederversammlung ab. Die Leitung lag in den Händen des ersten Vorsitzenden, Herrn Kaufmann Sally Flörsheim, der die zahlreich Erschienenen herzlichst begrüßte. Aus dem im Druck vorliegenden Geschäftsbericht entnehmen wir, daß die drei Schwestern des Vereins in 16 Monaten (solange besteht der Verein) in Dortmund und 25 anderen Orten der Provinz Westfalen 107 Pflegen ausführten mit 1144 Tagen, 477 Nächten und 215 Nachtwachen. Die Einnahmen pro 1909-10 betrugen 7185,45 Mark, die Ausgaben 6327,98 Mark, sodaß ein Barbestand von 857,47 Mark vorhanden ist. Der Haushaltungsvoranschlag für 1910-11 und eventl. auch für 1911-12 zeigt in Einnahme und Ausgabe bar 9301 Mark und wurde von der Generalversammlung genehmigt. Aus dem Vorstande ausgeschieden ist infolge Fortzuges von hier Frau Louis Jonas. An ihrer Stelle wurde Frau Alwine Hirsch (Dortmund) und Frau Albert Schreiber (Annen) gewählt. Im übrigen wählte man die seitherigen Mitglieder des Vorstandes einstimmig wieder. Aus dem weiteren Verlaufe der Versammlung heben wir noch hervor, daß dem Vorstande anheimgestellt wurde, durch Hinzunahme von weiteren Vertrauensmännern einen Propaganda-Ausschuß zu bilden. Herr Sanitätsrat Dr. Selig sprach alsdann dem ersten Vorsitzenden Herrn Flörsheim für seine aufopfernde Tätigkeit im Namen sämtlicher Vereinsmitglieder den herzlichsten Dank aus, während Herr Flörsheim diesen Dank auf alle übertrug, die ihn treu und tatkräftig unterstützt hätten. Zum Schlusse wurde die Bitte um pünktlichere und genauere Beachtung der „Bestimmungen für die öffentliche Krankenpflege" ausgesprochen. Man müsse den Schwestern nach einer stattgehabten Nachtwache mindestens sieben Stunden ununterbrochenen Schlaf und eine Stunde Zeit zur Erholung in frischer Luft gewähren. Gegen sechseinhalb Uhr wurde die anregend verlaufene Versammlung geschlossen.

—* **Grabdenkmäler.** Die Ruhestätte des verstorbenen Kultusministers Dr. Holle ist jetzt mit einem hübschen von Professor Janssen-Düsseldorf entworfenen Denkmal geschmückt, ebenso auch die Grabstätte des verstorbenen Oberbürgermeisters. Die Denkmäler wurden von der Firma Th. Bumann Witwe geliefert.

—§ **Zum Direktor** der kommunalen Polizeiverwaltung des Regierungsbezirks Arnsberg mit dem Sitze in Dortmund ist der Kriminalkommissar Crone, ein gebürtiger Dortmunder von der 7. Abteilung der politischen Polizei des Berliner Polizeipräsidiums gewählt und wird seine Stelle am 1. Jan. n. J. antreten.

—§ **Versetzung.** Der bisher beim hiesigen Landgericht als Hilfsrichter amtierende Gerichtsassessor Herr Dr. jur. Haarmann ist an das Amtsgericht in Lippstadt versetzt worden.

—§ **Zur Inbetriebnahme** des neuen Empfangsgebäudes an unserem neuen Hauptbahnhof findet am 12. Dezember mittags eine Besichtigung der Anlagen statt, woran sich im Wartesaal 1. und 2. Klasse ein von der Stadt zu veranstaltendes Festmahl anschließt. Außer dem Eisenbahnminister wird auch der Oberpräsident erwartet.

Hörde, 27. Nov. Ein ungetreuer Kassierer ist der Bergmann K. von hier. Derselbe war als Kassierer der freien Gewerkschaften angestellt und ist mit einem größeren Geldbetrag flüchtig geworden. Seine Frau und Kinder hat er im Stich gelassen. Anzeige ist bereits erstattet.

Hohenlimburg, 27. Nov. Heute früh brannte ein umfangreiches Holzlager nieder. Das Feuer griff auf die nebenan liegende Fabrik der Firma Kauert über und äscherte auch diese vollständig ein. Eine große Anzahl Arbeiter sind durch den Brand arbeitslos.

Trier, 27. Nov. Im Hochwald und in der Eifel ist starke rSchneefall eingetreten. Die Züge auf verschiedenen Linien erleiden Verspätungen, weil infolge des eingetretenen Glatteises die Weichen nicht funktionieren.

Bochum, 27. Nov. Die bei den vorgestern getätigten Wahlen zum Gewerbegericht noch streitig gegenüber stehenden Organisationen wollen nunmehr in der Frage des Wahlmodus zusammengehen und die Einführung der Verhältniswahl, wie sie für die Wahl der Beisitzer zum Kaufmannsgericht üblich ist, bei der Stadtverwaltung beantragen. Die Anregung hierzu geht von den evangelischen Arbeitervereinen und der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaft aus, die bekanntlich bei der letzten Wahl gesiegt hatten.

Aus dem Gerichtssaal.

Schwurgericht Dortmund.

Dortmund, 26. November.

Das Schwurgericht verhandelte heute gegen den am 27. November 1887 in Hüsten geborenen Handlanger Franz Stuppardt aus Neheim wegen Beleidigung, Widerstands und vorsätzlicher Gefährdung eines Eisenbahntransportes. Nur wegen dieser letzteren Straftat, die sich als ein Verbrechen qualifiziert, ist der noch verhältnismäßig junge Mensch vor das Schwurgericht gekommen. Der Alkohol spielt in der Angelegenheit wieder eine große Rolle. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er sich schuldig bekenne, antwortete der Angeklagte: „Ich bin total betrunken gewesen!" Der Anklage liegt kurz folgender Sachverhalt zu Grunde: Am 31. Juli war der Angeklagte mit zwei anderen Personen von Neheim nach Günne und von dort abends nach Niederense-Himmelpforten gegangen, um vom dortigen Bahnhof mit der Kleinbahn wieder zurückzufahren. Zur „Stärkung" hatte man sich eine Flasch mit Schnaps mitgenommen, die auf dem zweistündigen Weg in einer Wirtschaft noch einmal gefüllt wurde. Abends kam die Gesellschaft ziemlich „benebelt" auf dem Bahnhof Niederense-Himmelpforten an, Stuppardt erregte sofort durch sein Benehmen die Aufmerksamkeit der Bahnbeamten, als er irrtümlicherweise in den Zug Werl-Soest stieg wurde er von dem Zugpersonal wieder herausgeholt. Der Angeklagte versuchte aber trotzdem wieder, in den Zug einzusteigen, sodaß ihn der Stationsvorsteher Winterbach zur Rede stellte. Stuppardt wurde aber erregt, er schimpfte und griff auch den Stationsvorsteher mit einem Stock tätlich an, sodaß er mit Gewalt vom Bahnhof entfernt werden mußte, was natürlich nicht ganz unsanft geschah. Aus Aerger hierüber soll der Angeklagte dann auf und neben den Schienen der Kleinbahn an drei verschiedenen Stellen schwere Steine gelegt haben, in der Absicht, den nach Neheim fahrenden Zug zur Entgleisung zu bringen. Noch bevor es zu einem Unglück kam, wurden die Steine von den Schienen entfernt, da die Hindernisse bemerkt wurden. Der Angeklagte will von den Vorgängen nichts wissen, er schützt sinnlose Trunkenheit vor. Mit der Angetrunkenheit scheint es an dem fraglichen Abend doch nicht weit her gewesen zu sein, sinnlos betrunken war er jedenfalls nicht, denn er sprang aus dem Wagen auf den Bahnsteig, um den Stationsvorsteher anzugreifen. Die Beweisaufnahme ließ keinen Zweifel darüber, daß der Angeklagte die schweren Steine auf die Schienen gelegt hatte. Der Arbeiter Josef Nordhaus passierte um die Zeit der Tat die Chaussee von Neheim nach Günne. In einer Entfernung von 100 Metern sah der Zeuge einen jungen Menschen, der einen schweren Stein auf die Schienen legte. Dieser Mann war der Angeklagte. Der Zeuge Nordhaus hat die Hindernisse beseitigt und gefunden, daß der Täter sogar mit einiger Ueberlegung gehandelt hatte, denn an einer Stelle war der Stein zu beiden Seiten gestützt, um ihn auf der Schiene festzuhalten. Kaum waren die Steine beseitigt, als der nach Neheim fahrende Zug die gefährdete Stelle passierte. Die Wahrnehmungen des Zeugen sprechen nicht für eine sinnlose Betrunkenheit des Angeklagten. Auch die medizinischen Gutachten gingen dahin, daß der Angeklagte wohl angetrunken gewesen ist, der Grad der Trunkenheit war aber keinesfalls so, daß ein krankhafter Zustand vorgelegen habe, der die freie Willensbestimmung ausgeschlossen hat. Der Vertreter der Anklage, Herr Staatsanwalt Fuhrmann, beantragte das Schuldig im Sinne der Anklage, während der Verteidiger, Herr Rechtsanwalt Dr. Elias, die Geschworenen bat, die Hauptschuldfrage zu verneinen, eventl. den Angeklagten nur der fahrlässigen Gefährdung eines Eisenbahntransportes schuldig zu sprechen. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten indessen in allen Anklagepunkten schuldig. Herr Staatsanwalt Fuhrmann beantragte gegen Stuppardt für die vorsätzliche Transportgefährdung 1 Jahr 3 Monate Zuchthaus. Das Gericht erkannte auf diese Strafe, außerdem wurde wegen Widerstands und Beleidigung auf eine Geldstrafe von 30 Mark erkannt, die aber sowie zwei Monate durch erlittene Untersuchungshaft für verbüßt erachtet wurden. Die Geschworenen beschlossen, ein Gnadengesuch, welches durch den Verteidiger einzureichen ist, zu unterstützen.

Strafkammer Dortmund.

Dortmund, 26. November.

Vor der Strafkammer hatte sich heute der Schichtmeister Heinrich Hellmann wegen Vergehens gegen das Sprengstoffgesetz zu verantworten. Hellmann wurde in der Nacht zum 21. August d. J. unter dem Verdachte des Fischens mit Dynamit angehalten, wobei mehrere Zündhütchen, sowie eine Zündschnur bei ihm gefunden wurden. Er erklärte heute, daß er nicht gefischt auch nicht die Zündhütchen in böswilliger Absicht von der Zeche fortgenommen habe. Das Gericht verurteilte H. indeß wegen Vergehens gegen das Sprengstoffgesetz zu 3 Monaten Gefängnis.

Hüttner-Konservatorium.

Vortrags-Matinee.

Dortmund, 27. November.

Die heutige Matinee war Franz Liszt gewidmet. Herr Dr. Tischer wies in seinem Vortrage einleitend darauf hin, daß sich die musikalische Welt schon jetzt darauf rüste, im nächsten Jahre den 100. Geburtstag von Franz Liszt festlich zu begehen. In längerer Ausführung entwarf sodann der Vortragende ein Lebensbild des großen Toten und zeichnete ihn als edlen Menschen, großen Künstler, besonders Virtuosen und erfolgreichen Komponisten. Besonders ging der Redner auf das äußere Leben Liszt ein — mit vollem Recht, denn dem großen Publikum bringt man eine Persönlichkeit am besten dadurch nahe, daß man nicht seine Werke analysiert, sondern das rein Menschliche hervorhebt, das allgemein Verständliche. Mit besonderer Liebe verweilte Herr Tischer bei der Ausmalung: Franz Liszt als Helfer, sowohl für den einzelnen Freund, als für die leidende Gesamtheit. In der Tat, in dieser Hinsicht ist Liszt der edelste Mensch, den die Geschichte der Musik aufweist. Kein Künstler war so frei von kleinlicher Eifersucht wie Franz Liszt, ihm war es eine Wonne, dem aufstrebenden Talente die Wege zu ebnen, und im Interesse seiner Freunde — Wagner, Cornelius — trotzte er selbst der Macht geheimer, vielvermögender Cliquen.

Im Anschluß an den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag spielte Herr Willy Eickemeyer die H-moll-Sonate, ein Werk von grandioser Wirkung. Auf breitester Grundlage aufgebaut, in seiner Ausführung ganz orchestral gehalten, atmet die Sonate durch und durch Liszt'schen Geist. Herr Eickemeyer erwies sich in seinem Vortrage als Künstler von außergewöhnlicher Fähigkeit. Eine ganz besondere Wärme strahlte aus seinem leisen Andante. Wenn ich einen Wunsch äußern darf, so hätte ich dem Künstler einen andern Flügel gewünscht, denn an manchen Stellen schien mir der Mechanismus des Instrumentes nicht tadellos zu funktionieren oder täuschte ich mich? Der Vortrag des gigantischen Werkes löste einen wahren Beifallssturm aus.

Als dritte im Bunde brachte Frau Cecilie Stempel dem Liederkomponisten Liszt ihre Huldigung dar. Sie sang: „Der Fischerknabe", „O komm im Traum", und „Loreley", von denen mir das letztere besonders gut gefiel. Liszt hat den bekannten Text von Heine zu einer breiten Gesangsszene ausgearbeitet mit orchestral gedachter Klavierbegleitung. Frau Stempel wurde ihrer Aufgabe in hohem Maße gerecht und wußte die Lieder mit persönlicher Note vorzutragen. Einige Aufmerksamkeit muß die Sängerin auf die Sprachtechnik verwenden, damit ihr Wort verständlich bleibt, wenn man auch nicht den Text in Händen hat. Davon abgesehen, hinterließen die Vorträge den allerbesten Eindruck, was der herzliche Beifall der Zuhörer bewies.

Durch die Vorträge erwirbt sich das Hüttner-Konservatorium wirklich ein Verdienst. Wie wäre es, wenn die Direktion einen anderen Modus versuchte, um ein volles Haus zu erzielen: Der Eintrittspreis von 1 Mark ist vielleicht manchem etwas hoch. Ich glaube, wenn der Eintrittspreis auf die Hälfte herabgesetzt und noch Programm mit Text dazu gegeben würde, dann wäre kein Stuhl unbesetzt; das wäre Popularisierung der Musik im schönsten Sinne des Wortes. —o—.

Handel und Verkehr.

Patentbericht.

Mitgeteilt vom Patent- und Techn. Büro Conrad Köchling, Ing. Mitglied des deutschen Schutzverbandes für geistiges Eigentum. Broschüre „Patentwissenschaft" kostenlos. Dortmund, Steinplatz 1, Telefon 7276.

A. Patentanmeldungen.

Antrieb von Laufkatzen für Seilbahnen: Firma L. Heisse, Dortmund. — Vorrichtung zum Einziehen und Ausziehen von Wagenradbüchsen: H. Wagener, Dortmund. — Vorrichtung zum Anwärmen von eisernen Röhren, die beteert werden sollen: W. Schnell, Wetter. — Taschenuhr mit elastisch eingebautem Triebwerk: S. Kösten, Essen.

C. Gebrauchsmustereintragungen.

Bohrhammervorschubapparat: M. Wittlich jr., Wattenscheid. — Selbsttätiger Schachtverschluß: F. Gehring, Osterfeld. — Um das Ofenrohr zu legender Wäschetrockner: F. Gockel, Weitmar. — Wäschetrockengestell: G. Seifahrt, Annen. — Schnellhefter mit Lochung, Bandheftung und Knopfverschluß: K. Kaminski, Wanne. — Schienenstuhl für Gruben- und Feldbahnen: J. H. Crämer, Dortmund. — Förderwagenkuppelung: Stahlwerke Brünninghaus, A.-G., Dortmund. — Optischer Zugsignalträger für elektrische Grubenbahnen: H. Bonacker, Holsterhausen. — Einlagebrett für Stoffballen: L. Herz, Werne. — Gardinenzugeinrichtung: H. Kühnemann, Langendreer. — Aus Blech gepreßte Kurbel: J. Hommeltenberg: Herdecke. — Postkarte mit verdeckter Karrikatur: A. Müller, Recklinghausen. — Durch Gasdruck zu betätigender Gasblink-Apparat für Reklamezwecke: J. Wirtz, Bochum und F. Hinne, Dortmund.

Letzte Telegramme

Die neue Militärvorlage.

Berlin, 27. Nov. Der Gesetzentwurf über die Friedenspräsenzstärke wird in der vom Bundesrat festgestellten Fassung, wie der „L.-A." hört, die durchschnittliche Jahresstärke des deutschen Heeres vom April nächsten Jahres an derart steigern, daß sie im Jahre 1915 die Zahl von 515 321 Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten erreicht. Auf dieser Höhe bleibt die Truppenzahl bis zum Ablauf des neuen Quinquennats, also bis zum 1. April 1916, bestehen. Von der angegebenen Gesamtzahl entfallen auf Preußen und die ihm angeschlossenen Kontingente der kleineren Bundesstaaten 399 026 Mann. Infolge der Steigerung der Friedenspräsenz greift auch eine Vermehrung der Zahl der Formationen Platz, so daß nach völliger Ausbildung der in Aussicht genommenen neuen Organisationen bestehen sollen: bei der Infanterie 634 Bataillone, bei der Kavallerie 510 Eskadrons, bei der Feldartillerie 592 und Fußartillerie 49 Bataillone, Pioniere 29, Verkehrstruppen 17 und Train 23 Bataillone.

Ein Brief Crippens.

London, 28. Nov. Das Blatt „Lloyds Weekly News" bringt einen von Dr. Crippen kurz vor seiner Hinrichtung an Miß Le Nève gerichteten Brief, den diese dem Blatte ausdrücklich zum Abdruck zur Verfügung stellt. Es geht daraus zweifellos hervor, daß Crippen bis zum letzten Augenblick seine Unschuld beteuert und alle gegenteiligen, angeblich von ihm stammenden Briefe und Geständnisse, mit denen einige Londoner Blätter Sensation zu machen versuchen, erdichtet sind. Crippen bemüht sich nochmals, aus dem Zustande der aufgefundenen Leichenreste die Hinfälligkeit der vom Staatsanwalt und dem Vorsitzenden des Gerichts gezogenen Schlußfolgerungen zu beweisen. — Die Anwälte Miß Le Nèves und Dr. Crippens erklären alle anderen angeblichen Briefe und Geständnisse Crippens für Erfindungen.

Protestversammlung der deutschen Hausbesitzer gegen die Reichswertzuwachssteuer.

sh. **Berlin**, 27. Nov. In dem Riesenraume des Zirkus Schumann trat gestern mittag die von dem Zentralverband der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands einberufene Protestversammlung gegen die Reichswertzuwachssteuer zusammen. Aus dem ganzen Deutschen Reiche waren etwa 10 000 Haus- und Grundbesitzer zu der Riesenversammlung in Berlin eingetroffen. Der Vorsitzende, Justizrat Dr. Baumert-Spandau, begründete folgende Resolution, die einstimmig angenommen wurde: „Die heute in Berlin versammelten Hausbesitzer Deutschlands legen entschieden Protest ein gegen die Einführung einer Reichswertzuwachssteuer als einer weiteren Sondersteuer auf den Grundbesitz. Sie erwarten, daß der Reichstag sie ablehnt. Abgesehen von allen den Hausbesitz treffenden Schäden vermindert sie die Bautätigkeit, verteuert die Mieten, trifft nicht das Großkapital, ist mittelstandsfeindlich und wirkt unsozial. Ihr Ertrag wird in Rücksicht auf ihre Erhebungskosten und die Verminderung der Umsatzsteuer so gut wie Null sein."

Mord und abermals Mord.

Mährisch-Ostrau, 27. Nov. In Klein-Kunschitz ermordete gestern der Bergarbeiter Tatar eine Gattin. Seit kurzem ist dies der 18. Mord in der hiesigen Gegend.

Magdeburg, 27. Nov. Der Kaufmann Otto Knitelius aus Offenbach am Main, der vor zwei Jahren in Magdeburg den Apothekerbesitzer Rathge erschoß, ist in dem Städtchen Petropolis in Brasilien verhaftet worden und bereits gestern in Hamburg eingetroffen, von wo er nach Magdeburg weiter transportiert werden wird.

Petersburg, 27. Nov. In dem russischen Dorfe Urbinsi im Kreise Gorisk beraubten zwölf Bewaffnete zwei Häuser und töteten fünf Personen. Die Leichen warfen sie in den Fluß Kura. Die Täter sind unerkannt entkommen.

Attentate auf den Minister Churchill.

London, 28. Nov. Der Minister des Innern Winston Churchill wurde am Samstag abend, als er von einer Versammlung in Bradford zurückkehrte, im Zuge von einem Anhänger des Frauenstimmrechts mit einer Hundepeitsche tätlich angegriffen, der ihm zurief: „Nimm das Hund!" Zwei Detektivbeamte, die Churchill begleiteten, wehrten die Schläge ab und verhafteten den Angreifer nach heftigem Kampfe. Bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof von Kings Croß wurde Churchill von drei Frauenrechtlerinnen tätlich angegriffen. Letztere wurden ebenfalls verhaftet.

Man entleere ein Paket Quaker Oats auf den Tisch.

Das überraschend grosse Volumen beweist am besten die Preiswürdigkeit dieser kräftigen Nahrung. Ergiebigkeit ist eine Haupteigenschaft von Quaker Oats.

Nur in Paketen

Grosse neue Sendungen

Damen- und Mädchen-Konfektion

sowie **Pelzwaren**

zu ausserordentlich billigen Preisen.

Meyer & Günther

Dortmund — Steinplatz

3 Minuten vom nördlichen Ausgang des Hauptbahnhofes.

Bekanntmachung.

Der am 23. Juni 1879 zu Dortmund, Kreis gleichen Namens, geborene Arbeiter Franz Alfs hat seine hier Fichtestr. Nr. 11 wohnende Familie verlassen, sodaß dieselbe aus öffentlichen Armenmitteln unterstützt werden muß. Sein Aufenthalt ist unbekannt. Im Ermittelungsfalle bitten wir um Mitteilung zu unserer Akte Am 108.

Dortmund, den 22. November 1910.

Die Verwaltung des Armenwesens.

Bekanntmachung.

Für die Bäckereien, sowie für solche Konditoreien im Stadtbezirk Dortmund, in denen neben Konditorwaren auch Backwaren hergestellt werden, sind diejenigen Tage, an welchen Gehilfen und Lehrlinge im laufenden Jahre zu Ueberarbeit verwendet werden können, auf den 18., 22. und 24. März, 11. und 13. Mai, 23., 25. und 29. November, 1., 6., 9., 12., 14., 16., 19., 21. und 23. Dezember 1910 festgesetzt worden.

Dieses wird unter Bezugnahme auf Nr. 6 der von dem Herrn Minister für Handel und Gewerbe unterm 15. April 1896 erlassenen Anweisung zur Ausführung der Bestimmungen des Bundesrats über den Betrieb von Bäckereien und Konditoreien (Bekanntmachung des Herrn Reichskanzlers vom 4. März 1896 R. G. Bl. S. 55) hierdurch zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Polizei-Verwaltung.

Josef Ophoff

Märkischestrasse 141.

Fernsprecher 3140 — Lager Dortmund-Süd.

Magernuss I u. II	Mk. 1.20
„ III	„ 1.05
Fettnuss I u. II	„ 1.00
Antracitnuss II	„ 1.70
„ III	„ 1.40
Ia. Stückkohlen	„ 0.95
Bestmel	„ 0.90
Eiformbrikets	„ 1.05
Unionbrikets	„ 0.90
Vollbrikets	„ 0.90
Brechkoks I u. II	„ 1.20

Die Preise verstehen sich frei Haus bei Annahme von mindestens 20 Centnern. Bei Lieferung in Säcken erhöht sich der Preis um 10 Pf. per Ctr. Bei Lieferung unter 20 Ctr. wird 1 Mk. Fuhrlohn berechnet.

Rechtsschutzstelle für Frauen des Vereins Frauenbildung — Frauenerwerb Baltenstraße 18.

Unentgeltliche Auskunft in allen Angelegenheiten erteilen Damen an unbemittelte Frauen und Mädchen. 5927

Sprechstunden: Donnerstags von 4—6 Uhr nachmittags.

Tüchtige **Kesselschmiede u. Rohrschlosser** für Montage sof. gesucht. Zu melden in unserem Büro in Brackel. **Louis Schwarz u. Co. A.-G. Dortmund.** 1965

Mehrere tüchtige **Kesselschmiede,** bei hohem Lohn für dauernde Beschäftigung gesucht. **Louis Schwarz & Co., Ak.-G. Dortmund. Abteil. Stahl und Eisen, Aplerbeck.** 1968

Mehrere tüchtige **Kesselschmiede** bei hohem Lohn für dauernde Beschäftigung gesucht. **L. Schwarz u. Co. Abteilung Stahl und Eisen Aplerbeck.** 1968

Glasschleifer für Fassetten und polierte Kanten per sofort gesucht. **Back & Melchior.** Solingen, Gartenstraße 20.

Tüchtige **Klempner und Installateure** sofort gesucht. Samuel Cohn, Wattenscheid in Westfalen. 1982

Teleton-Monteur selbständig u. perfekt in allen Post-Nebenstellen-Schaltungen f. dauernde Stellung bei hohem Lohn gesucht. Evtl. Reisezuschuß. **Kölnische Privat-Telephon-Gesellschaft. G. m. b. H. Köln.**

Mehrere tüchtige **Feilen-Schleifer** gesucht. **Paul Woenckhaus,** Maschinen- und Werkzeugfabrik, **Hagen i. Westf.,** Jägerstr. 40

Ein junger solider **Klempner und Installateur** findet sofort dauernde Stellung. **S. Jacobs, Heiligenhaus am Niederrhein.**

Tüchtige erfahrene durchaus selbständige **Monteure** für modernen **Aufzugsbau** suchen für dauernde Beschäftigung bei hohem Lohn und Akkordarbeit. **Windscheid & Wendel,** Düsseldorf, Erkratherstraße 265.

Hopler erfahren im **Weichenbau** per sofort gesucht. **„Düsselwerk" Fabrik für Bahnbedarf Düsseldorf-Obercassel.**

Tüchtige **Kesselschmiede** sofort für dauernde Arbeit gesucht **Franz Maas & Hardt.** Dampfkesselfabrik, **Lüttringhausen,** Rhld.

Gegen guten Lohn auf sogleich oder 1. Dezember tüchtiges **Mädchen,** für Hausarbeit gesucht, wegen Erkrankung des jetzigen. Frau Professor Maurer, **Barmen,** Göbenstraße 17.

3. Etage, Hohenzollernstraße 29, 5 Zimm. Küche, Badez. u. 1 Mans., sof. zu vermieten. Näh. Gutenkerstr. 75, pt.

Herrschl. Wohnung 5 Zim. Küche, Bad, Zubehör u. Gärtchen 1. Jan 1911 preisw. zu verm. Liebigstr. 13, p.

Wohnung in bess. Hause, von 3 Zimmern mit Zubeh., an ordentl. Leute zum 1. Januar evtl. früher zu vermieten. Westerbleichstr. 56.

Wohnungen 3 Zimmer, Küche, Bad, Speisek. zum 2. Kell Arndtstraße 83 Ecke Knappenbergerstr. sof. oder spät zu verm. Alle mod. Einrichtung u. Bequemlichk. vorh. Näheres Leipzigerstraße 11.

Althoff

Montag — Dienstag — Mittwoch

Grosser Spezial-Verkauf von

Skunks-Pelzen

Verkauf nur so weit der Vorrat reicht

weit unter regulären Preisen.

Skunks-Collier mit 4 Fehschweifen, ca. 120 cm lang **26.00**

Skunks-Stola mit 4 Fehschweifen, ca. 135 cm lang **54.00**

Skunks-Stola mit breitem Kragen, ca. 155 cm lang **84.00**

Skunks-Collier mit 4 Fehschweifen, ca. 130 cm lang **34.00**

Skunks-Stola mit 4 Fehschweifen, ca. 140 cm lang **65.00**

Skunks-Stola mit 4 Fehschweifen, ca. 170 cm lang **96.00**

Skunks-Collier mit 4 Fehschweifen, ca. 135 cm lang **42.50**

Skunks-Stola mit 4 Fehschweifen, ca. 160 cm lang **74.00**

Skunks-Stola Fantasie-Formen, ca. 170 bis 190 cm lang **108.00**

Mein **Weihnachts-Verkauf** hat begonnen.

In allen Abteilungen hervorragende Ausstellung vorteilhatter Geschenk-Artikel.

Meine **Spielwaren-Ausstellung** ist eröffnet.

Jetzt gekaufte Sachen werden auf Wunsch bis Weihnachten zurückgestellt.

! Besondere Gelegenheits-Käufe !

Ein Posten abgepasster, brochierter

Cocos-Teppiche

verschiedene Farbenstellungen

Grösse 150×225 cm, anstatt 26.00 . . . . . **18.50**

Grösse 200×300 cm, anstatt 48.00 . . . . **32.50**

Grösse 250×350 cm, anstatt 65.00 . . . . **48.00**

Cocos-Läufer

67 cm breit,	Meter	1.10	1.30	1.70	1.90
90 dm breit,	Meter	1.60	1.80	2.60	3.00

Ein Posten

Chirwan-Teppiche

echt orientalischen Teppichen täuschend ähnlich

Grösse 200×300 cm. anstatt 75.00 . . . . **60.00**

Grösse 250×350 cm, anstatt 110.00 . . . . **90.00**

Grösse 300×400 cm, anstatt 150.00 cm . . **125.00**

Chirwan-Vorlagen

mit Franze, Gr 70×135 cm, anstatt 12.00 . **9.00**

Handgeknüpfte

Smyrna-Teppiche

250×350 cm und 300×400 cm gross

33⅓ % unter regulärem Wert.

Damen-Zier-Schürzen

mit Träger, aus türkischem Satin, verschiedene Farbenstellungen . . . . . **95 Pf.**

Damen-Hemden Reform

mit 4-eckigem Ausschnitt, mit angesetztem Bogen und reicher Hohlsaumgarnitur . . **1.45**

OLYMPIA

Theater Fernspr. 1830 Dortmund

Donnerstag, den 1. Dezember, beginnt das Gastspiel des rühmlichst bekannten Ensembles vom

Deutschen Theater Köln.

Direktion: Bernauer & Haas,

! ! Zum 1. Male der größte Schlager dieser Saison ! !

- Kasernenluft. -

Militärschauspiel in 4 Akten v. M. Stein & Söhngen.

Dienstag, den 29. November, abends 9 Uhr,

grosse öffentliche Versammlung

im grossen Saale des **Reinoldushofes.**

Vortrag

des Herrn Pastor **Schatzmayr** aus Bremerhaven:

„Die Feuerbestattung vom Standpunkte der Religion."

Nach dem Vortrage freie Diskussion.

Alle Anhänger und Gegner der Feuerbestattung, auch Damen, werden hierzu freundlichst eingeladen

Eintritt frei! 1961

Verein für Feuerbestattung in Dortmund E. V.

Steckbrief.

Gegen den zur Disposition der Ersatzbehörden entlassenen ehemaligen Musk. Loe Garcki geb. 28. 9. 1887 zu Sereckowitzerheide Kreis Danzig welcher sich verborgen hält, ist die Untersuchungshaft wegen Fahnenflucht verhängt.

Es wird ersucht, ihn zu verhaften, an die nächste Militärbehörde abzuliefern und hierher sofort Mitteilung zu machen.

Dortmund, 22. 11. 1910.

Gericht des Bezirkskommandos I

Dortmund.

Stadttheater

Montag den 28. Novemb. 1910.

C, 17. 7½-10¼. Schauspielp.

Faust

von Goethe.

Der Tragödie I. Teil.

(1. Abteil. in fünf Aufzügen.)

Dienstag den 29. Novemb. 1910.

C. 18. 7½-10¼. Schauspielp.

Faust

von Goethe.

Der Tragödie I. Teil.

(2. Abteil. in 5 Aufzügen.)

Bekanntmachung.

Am **Dienstag, d. 29. November cr., vorm. 10½ Uhr,** werde ich im Auktionslokale **Ruckelke 15,** 1982

4 kl. Reisekörbe,

1 Posten **Emaillewaren** als: **Waschkessel, Wasserkessel, Kochtöpfe, Eimer, Kaffeekannen, Wannen, Schüsseln, Zinkeimer, Marktkörbe, Waschbretter, Haargarnituren, Uhren, Herren- und Damenuhrketten, Colliers, Brillen, 1 Gig, 1 Drehbank, 1 Klavier, 1 Fahrrad u. v. A.** öffentl. meistbietend zwangsweise gegen Barzahlung versteigern.

Dortmund, d. 26. Nov. 1910.

Kießling, Gerichtsvollzieher.

Flechten

bläss. und trockene Schuppenflechte akroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

RINO-SALBE

gift- u. säurefrei. Dose Mk. 1.15 u. 2.25

Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma Rich. Schubert & Co., Weinböhla.

Fälschungen weise man zurück.

Wachs. Naphth. je 15, Walrat 20, Benzoef., Venet. Terp., Kampferspir., Perubalsam je 5, Eigelb 35, Chrysar. 0,5.

Zu haben in den Apotheken.

Molkerei-Butter

Pfund 1,15 Mk täglich frisch, versendet in 9 Pfund-Postpaketen

M. Böhner, Molkerei

Crefeld, 1976

Gebhard & Chappuzeau Succ

die führende Marke der Stoff-Handschuh-Branche.

Man achte beim Einkauf darauf, daß jedes Paar das Etikett mit nebenstehender Marke trägt.

Hervorragende Neuheit!

The Nev

Reversible

Glove

fein gestrickter, reinwollener Handschuh mit umklappbarer Manschette, gleichzeitig für **kurze** oder **lange** Aermel zu tragen, schwarz, weiss und Modefarben . . . . . Paar **1.85**

Spezial-Einkaufsstätte **Paul Riess** Westenhellweg Nr. 35. 1980

Haut an Feuer!

Quälende, juckende, entstellende Flechten, Hautausschläge und Geschwüre werden sofort gelindert und beseitigt durch **Rongoa-Salbe.**

Preis Mk. 250, in Apotheken erhältlich. Wo nicht vorrätig, wende man sich an die Engel-Apotheke in Frankfurt a. M. 1526

Ingenieur-Akademie WISMAR i. M.

für Masch.- u. Elektr.-Ingenieure, Bau-Ingenieure und Architekten. Kürzeste Studiendauer. - Ehemalige Fachschüler ünd. Aufs.

Steckbrief.

Gegen den zur Disposition der Ersatzbehörden entlassenen ehemaligen Musk. Paul Ernst Hoppe, geb. 6. 8. 1885 zu Schermen Kreis Jerchow I, welcher sich verborgen hält, ist die Untersuchungshaft wegen Fahnenflucht verhängt.

Es wird ersucht, ihn zu verhaften, an die nächste Militärbehörde abzuliefern und hierher sofort Mitteilung zu machen.

Dortmund, 22. 11. 1910.

Gericht des Bezirkskommandos I

Dortmund.

Bekanntmachung.

Der Bebauungsplan Nr. 1 Blatt 2 ist hinsichtlich der in blauer bezw brauner Farbe dargestellten Aenderungen der Baufluchtlinien der Arndtstraße für:

a. 4 m breite Vorgärten an der Nordseite zwischen Heiligerweg bis einschl. Haus Nr. 38, mit Ausnahme der beiden Eckhäuser an der Hohenzollernstraße:

b. 2 m breite Vorgärten an der Südseite von der Besitzung Hohenzollernstraße Nr. 12 bis einschl. Arndtstraße Nr 23 und Belassung der alten Bauflucht-linien als Straßenfluchtlinien, gegen welche Aenderung Einwendungen nicht erhoben sind gemäß § 8 des Fluchtliniengesetzes vom 2. Juli 1875 förmlich festgestellt worden.

Der hiernach förmlich und entgültig festgestellte Plan liegt nochmals 14 Tage lang vom Tage der Veröffentlichung dieser Bekanntmachung an, zu Jedermanns Einsicht im Tiefbauamt Kleppingstraße Nr. 27 Zimmer 247 aus.

Dortmund, den 23. November 1910.

Der Maaistrat.

Welche Dame hat Lust

mit mir in eine sich. Zukunft zu wandern? 31 J. alt, Fach- und Kaufm., ff. Gesch. nebst Haus in Großst. Westf. Geschäft vor 5 J. neu gegr. mit 1 Lehrl., heute 10 Mann und 48 Mille Inventarverm. aus fast nichts selbst erwerb. Freidenk. (evgl. ?) Prima Char., stramm, kerngesl., inter. Ersch. Damen mit einem disp. Verm. v. 15—25 Mille zw. Vergr. bei Sicherst., die Lust zum Gesch. u. ihre Zuk. gesich. wissen woll. bel. Off. u. **Wahrheit 1765** nebst Bericht u. Bild a. d. Exp. d. Bl. zu richt. Anonym zwecklos. Ehrenh. Relig. ist mir gleich. Vermittl. von Eltern erwünscht.



Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft

„Nordsee"

Gerberstraße 1-9. Rheinischestraße 18

Fernruf Nr. 217. 297

Montag, den 28. Novemb. 1910.

Dortmunder Tageblatt.

Nr. 278. 27. Jahrgang.

Zweites Blatt.

Von der Demokratischen Vereinigung

entwirft das „Hamb. Fremdenblatt" aus Anlaß eines Vortrages des Obersten Gädke, den er in Hamburg „Ueber Auswüchse und Mißstände des deutschen Militärsystems" hielt eine eingehende und treffende Schilderung, der wir folgendes entnehmen:

Man war in Hamburg bisher der Ansicht, daß die bürgerliche Demokratie durch die Fortschrittliche Volkspartei vertreten werde. Man ersah an diesem Abend, daß es eine, wenn auch verschwindend geringe Anzahl von Leuten gibt, die dieser Ansicht nicht sind. (Eine schriftliche Anfrage, warum sie es nicht sind, blieb unbeantwortet.) Wier erfahren dann weiter, daß diese Leute auf einem Parteitage in Köln in diesem Jahre in zwölf Paragraphen die Zölle festgestellt haben, die ihrer politischen Wirksamkeit zur Richtschnur dienen. Eigentümlicherweise findet man in diesen zwölf Punkten keine einzige Forderung, die nicht schon von der bürgerlichen Linken verfochten wird. Nur daß in dem Programm der Demokratischen Vereinigung einzelne dieser Forderungen anscheinend durch Theoretiker, die aus der politischen Praxis und der Geschichte der politischen Entwickelung des Deutschen Reiches nichts gelernt haben, ins Groteske übertrieben sind... Die Herren von der Demokratischen Vereinigung schlagen einen anderen Weg ein, um der bürgerlichen Demokratie zu dienen: Sie suchen da, wo in den Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei bereits Vertreter des entschiedenen Liberalismus vorhanden sind, diesen durch die skruppellose Agitation Stimmen abzujagen. Das Ergebnis der Tätigkeit dieser Art von Politiker kann im alleräußersten Falle nur das sein, so weit es in ihrer Macht steht, die bisher von bürgerlichen Demokraten besetzten Sitze, an eine der reaktionären oder an die sozialdemokratische Partei auszuliefern. Die Demokratische Vereinigung ist ein Gebilde, das früher oder später mit Notwendigkeit dadurch entstehen mußte, daß das Aufgehen der linksliberalen Sonderfraktionen in einer starken Partei den kleinen Besserwissern ein dankbares Tummelfeld geraubt hat. Und deshalb, braucht man diese Partei ohne Mitglieder, wie sie treffend genannt wird, Es ist überall, wo die Demokratische Vereinigung in die Oeffentlichkeit tritt, das gleiche Bild: die alten, ehrenvollen Farben der bürgerlichen Demokratie, die schwarz-rot-goldene Schleife, schmückt als Abzeichen die Holzgeschwellte Brust einer kleinen Anzahl außerordentlich pflichteifriger jugendlicher „Ordner". Es ist des weiteren das ehrenvolle Amt eines Versammlungsleiters zu besetzen, und eine Reihe weiterer Herren kann an einem Vorstandstische daneben, eine hervorragende Rolle spielen. Hiermit ist bis jetzt der Daseinszweck der Demokratischen Vereinigung erfüllt. Denn das Publikum, um das sich die eifrigen Herren mit den schwarz-rot-goldenen Streifen mit so freudigem Eifer alle diese Mühe machen, bestand wie gewöhnlich, so auch in Hamburg, aus unterhaltungsbedürftigen Anhängern der „internationalen Sozialdemokratie". Man hat es von einer ganzen Reihe von Diskussionsrednern immer und immer wieder zu hören bekommen, daß nur die internationale Sozialdemokratie imstande wäre, die von den Referenten gerügten Mißstände zu beseitigen, und besonders bezeichnend ist es, daß gerade diese sozialdemokratischen Redner mit ihrer Aufforderung frenetischen, nahezu einmütigen Beifall des Auditoriums ernteten.

Nachdem das „Hamb. Fremdenblatt" das Parteigrüppchen noch eine „Vereinigung einiger, weniger politischer Sonderlinge" genannt hat, schreibt es: Das demokratische Bürgertum ist politisch jetzt doch wohl soweit erzogen, daß es das persönliche Betätigungsbedürfnis einer kleinen Anzahl von Leuten, die über ihre staatsmännischen Fähigkeiten sich selbst das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellen, als Grund für die Organisation neuer politischer Parteien ansieht.

Wilhelm Raabe über die Volksschule.

In seinem „Hungerpastor erzählt der jüngst verborbene Altmeister deutscher Dichtung auch von einer Armenschule, wie man sie im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und auch später noch in nicht wenigen Orten finden konnte:

„In einem dsunklen Sackgäßchen, in einem einstöckigen Gebäude, welches einst als Spritzenhaus diente, hatte die Kommune die Schule für die Armen eingerichtet, nachdem sie sich so lange als möglich geweigert hatte, überhaupt ein Lokal zu so überflüssigem Zweck herzugeben. Es war ein feuchtes Loch: fast zu jeder Jahresfrist lief das Wasser von den Wänden: Schwämme und Pilze wuchsen in den Ecken und unter dem Pult des Lehrers. Klebrignaß waren die Tische und Bänke, die während der Ferien stets von einem leichten Schimmelanflug überzogen wurden. Von den Fenstern wollen wir lieber nicht reden. Es war kein Wunder, wenn sich auch in ihrer Nähe die interessantesten Schwammformationen bildeten. Ein Wunder war es auch nicht, wenn sich in den Extremitäten des Lehrers die allerschönsten Gichtknoten und in seiner Lunge die prachtvollsten Tuberkeln bildeten. Es war kein Wunder, wenn zeitweise die halbe Schule am Fieber krank lag. . . .

Karl Silberlöffel unterschrieb sich der Lehrer auf den Quittungen für die stupenden Geldsummen, welche ihm der Staat quatemberweise auszahlte. Ach, der Arme führte seinen Namen nur der Ironie wegen: er war nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren, Er hätte dem Kultusministerium viel Stoff zum Nachdenken geben müssen, wenn nicht die verehrliche und hochlöbliche Behörde durch Wichtigeres abgezogen gewesen wäre. Wie kann sich die hohe Behörde um den Lehrer Silberlöffel bekümmern, wenn die Frage: welches Minimum von Wissen den unteren Schichten der Gesellschaft ohne Schaden und Unbequemlichkeit für die höchsten gestattet werden könne, noch immer nicht gelöst ist ? Noch lange Zeit werden die mit der Lösung dieser Frage beauftragten Herren die Volksschullehrer als ihre Feinde betrachten und es als eine höchst abgeschmackte und lächerliche Forderung auffassen, wenn böswillige, revolutionäre Idealisten verlangen: auch ein hohes Ministerium möge seinen Feinden Gutes tun, und sie zu wenigsten anständig kleiden und notdürftig füttern."

Wenn ein späterer, Dichter einmal die Volksschule unserer Tage, die Sorge der Verantwortlichen für sie schildert, wird er dann ohne Einschränkung sagen können, daß die von Raabe angedeuteten Zweifel und Bedenken, Gegensätze und Feindseligkeiten beseitigt seien, daß die Volksschule in ihrer vollendeten Bedeutung für die Höherbildung und Sicherstellung des Staates anerkannt, u. gewertet sei, und sich dementsprechend einer weitgehenden Fürsorge erfreut habe? Wer stolzgeschwellten Herzens — den Blick auf die tatsächlich vorhandenen Fortschritte gerichtet, — mit einem raschen „Ja" bei der Hand wäre, der möge sich erinnern an die „Schulpaläste" an die überfüllten Schulklassen, an den Lehrermangel, an die Besoldungskämpfe. Vielleicht legt er dann seiner Zunge einen Zaum an.

Die Moabiter Straßenkrawalle vor Gericht.

S. u. H. Berlin 25. November.

Zu Beginn der gestrigen Sitzung, die im großen Schwurgerichtssaale im alten Gerichtsgebäude stattfand, stellte der erste Staatsanwalt unter Beweis, daß in einem Artikel des „Vorwärts" die Bemerkung „Genossen im Auto" enthalten sei. Dadurch habe der Wachtmeister Fritz auf den Gedanken kommen können, daß in dem Auto der Engländer sich Führer der Tumultanten befänden.

Rechtsanwalt Heine: Das gibt den Polizisten aber noch nicht das Recht, auf die Insassen ohne Grund einzuschlagen. Rechtsanwalt Heine bittet ferner, einen Kaufmann Eichenborn und die beiden jungen Mädchen, die den Vorgang mit dem Auto aus nächster Nähe beobachteten, als Zeugen zu laden. — Der Gerichtshof beschließt demgemäß.

Zeuge Schutzmann Gieskorn führte eine Patrouille von Charlottenburg nach Moabit. In der Rostockerstraße wurden Schaufensterscheiben eingeworfen. Aus der Bousselstraße kam mit Johlen und Schreien eine Menschenmenge. Es ertönte der Ruf:: Auf die Blauen! Ein Kollege wurde von einem Steinwurf getroffen, sodaß er taumelte. Ich zog meinen Browning und gab einen Schuß über die Köpfe ab. Die Menge stutzte einen Augenblick, rief dann aber wieder: Den Revolver weg! und stürzte gegen uns wie die wilden Tiere. Ich schoß nach unten, bis ich keinen Schuß mehr hatte. Dann zog ich meinen Säbel und begab mich in eine Haustürnische. Von hier flüchtete ich in das Lokal von Rutenberg. Der Zeuge erzählt dann weiter den schon erzählten Fall, wie er aus dem Lokal durch das Fenster erst auf den ersten und dann auf den zweiten Hof flüchten mußte und schließlich durch Polizisten herausgeholt wurde. Verletzt wurde der Zeuge nicht. Auch ein Aufschreien aus der Menge nach seinen Schüssen hat er nicht gehört. Die Menge bestand aus älteren Leuten, es waren ungefähr 30—40 Menschen.

Erster Staatsanwalt: Sie gingen ruhig Patrouille und gaben keine Anordnungen gegen die Menge? — Zeuge: Nein, wir gingen ganz ruhig die Straße entlang. — Staatsanwalt: Haben Sie früher einmal Zusammenstöße mit dem Publikum gehabt? — Zeuge: Nein. — Vorsitzender: Hat niemand aus der Menge zu den Tumultanten gesagt: Seid doch vernünftig, was wollt ihr denn von dem Manne? — Zeuge: Nein. — Verteidiger Rechtsanwalt Rosenfeld: Hat von den Steinwürfen einer getroffen? — Zeuge: Nein, abgesehen von dem Steinwurf gegen den Schutzmann Sperling, der bewußtlos hinfiel.

Zeuge Schutzmann Sperling schildert den Vorfall ähnlich wie der Vorzeuge. Nachdem der Zeuge von dem Stein getroffen war, sodaß er sich mit Mühe auf den Beinen halten konnte, wurde er von dem Kaufmann Juhl in Sicherheit gebracht. Rufe hat der Zeuge nicht gehört, sondern nur Pfeifen. Frauen sind in der Menge nicht gewesen. Nach dem Wurf ist der Zeuge 14 Tage lang in ärztlicher Behandlung gewesen. Der Zeuge zeigt dann dem Gerichtshof seinen von den Steinwürfen zerbeulten Helm.

Kriminalschutzmann Hahler wird von Rechtsanwalt Rosenfeld gefragt, ob er an dem fraglichen Mittwoch von 11—2 Uhr in der Turmstraße patrouilliert. Der Zeuge soll dabei gewesen sein, als Personen, die aus der Straßenbahn kamen, von Kriminalbeamten geschlagen wurden. Der Zeuge hat niemanden geschlagen und hat das auch nicht an seinen Kollegen beobachtet. — Staatsanwalt: Es sind Zeugen vorhanden, die behaupten, daß gerade Sie geschlagen haben. — Zeuge: Das ist völlig ausgeschlossen. — Ein Angeklagter behauptet, daß er gesehen habe, wie der Zeuge Leute geschlagen habe. — Rechtsanwalt Cohn: Die Antworten, die Sie geben, gehen auf Ihren Eid. Haben Sie noch etwas zu erklären? — Zeuge: Nein.

Zeuge Liephake, Expedient der Frankfurter Zeitung, hat in der Presse die Berichte über die Unruhen gelesen und ist aus Neugierde nach Moabit gefahren. Der Zeuge bekundet einen Vorfall, wobei ein junger Mensch von einem Schutzmann ohne Grund geschlagen wurde, sodaß er rief: Lassen Sie mich los, Sie schlagen mich ja tot. Der Zeuge mußte selbst einmal flüchten, als er an einer Haltestelle stand. Er eilte in einen Hausflur, worauf die Hausbewohner die Tür abschlossen. Von Schutzleuten wurde dann das Türfenster eingeschlagen. An einem anderen Tage sah er, wie ein ganz alter Mann im Kleinen Tiergarten Hiebe vor die Brust bekam, sodaß er blutete. Im Kleinen Tiergarten hat man übrigens ganz anständige Leute verhauen. Wenn sie baten: Lassen Sie mich doch in Ruhe, erhielten sie als Antwort einen Säbelhieb. Am schlimmsten hieben die Kriminalbeamten mit ihren Gummiknüppeln ein. Ein junges Mädchen von 14—15 Jahren lief vor den ausschwärmenden Schutzleuten weg und erhielt zwei Hiebe mit voller Wucht auf den Rücken sodaß es hinfiel. — Rechtsanwalt Heine: Hat das Kind die Schutzleute bedroht? — Zeuge: Nein. (Heiterkeit.) Daß die Schutzleute aus den Fenstern beworfen wurden hat der Zeuge nicht gesehen.

Zeuge Freiherr von Reitzenstein hat als Berichterstatter der „Morgenpost" die Vorgänge beobachtet. Die Schutzleute waren ruhig; aus der Menge ertönten Schimpfworte, auch wurde mit Steinen und Blumentöpfen von Balkons geworfen. Als das aber nicht aufhörte, wurde befohlen, auf die betreffenden Fenster zu schießen. Beim Schließen zweier Kneipen leisteten die Gäste Widerstand. Sobald die Schutzleute zurückgezogen wurden, fing der Tumult wieder los. Das Vorgehen der Schutzleute war absolut zweckmäßig. Ausnahmen kamen vielleicht vor. Ein Mann, der wiederholt zum Weggehen aufgefordert, wurde von Schutzleuten in eine Seitenstraße gestoßen und dort unnötiger Weise geschlagen. Ein Leutnant sprang aber sofort hinzu und inhibierte das Schlagen.

Der Zeuge hatte auch den Eindruck, daß sich verschiedene Leute als Kriminalschutzleute ausgaben, die gar nicht Beamte waren und sich nur einen Ulk machen wollten. Der Zeuge hat sich auf dem Kohlenplatz mit dem Unternehmer Hintze unterhalten, die die Arbeitswilligen besorgte. Hintze erzählte von Erfahrungen mit dem Anwerben von Streikbrechern. Seine Leute kennen die Gefahr, namentlich wenn sie wissen, daß sie dabei wichsen und ungestraft loshauen dürften. Wenn er von dem Ausbruch eines Streiks erfahre, gehe er zu dem betreffenden Direktor hin und sage: Herr Direktor, wir wer'n die Sache schon schieben. Der Zeuge bestätigt im wesentlichen die Ausführungen eines Artikels der „Morgenpost", der ein Interview mit dem Hintze zum Gegenstande hatte. Hintze erwähnte, daß er unter seinen Leuten einen Riesenkerl habe; wenn er den loslasse, wirke er mehr als 10 Schutzleute. Auf Befragen bestätigt der Zeuge, daß an verschiedenen Punkten die Kriminalschutzleute rücksichtslos auf das Publikum losgingen. — Staatsanwalt: Glauben Sie, daß Hintze renommiert hat? — Zeuge: Nein. — Staatsanwalt: Halten Sie es für möglich, daß ein noch junger Mensch wie Hintze einen so großen Einfluß auf seine Untergebenen ausübt? — Zeuge: Ja, man muß den Mann sehen. Er hat vor unseren Augen mit der Faust einen Nagel in den Tisch geschlagen. Einer der Arbeitswilligen erzählte noch, daß es das letzte Mal sei, daß er so etwas mitmache. Die Arbeitswilligen, die verwundet wurden, waren stolz auf ihre Wunden. Der Zeuge bekundet weiter, daß in der Turmstraße aus der Menge geschossen wurde, und zwar habe er drei Schüsse gehört. — Rechtsanwalt Rosenfeld: Die Angeklagten behaupten, daß an der betreffenden Stelle ein Schutzmann Schreckschüsse abgegeben hat. — Zeuge: Nein, die Schüsse schienen mir aus der Menge zu kommen. — Der folgende Zeuge Redakteur an der „B. Z. am Mittag" Moskowski verweigert die Aussage mit der Begründung, der Polizeipräsident habe erklärt, daß jeder Journalist, der sich auf dem Schauplatz der Exzesse aufgehalten habe, sich ebenfalls strafbar gemacht habe. Er würde sich also durch seine Aussage der Gefahr einer strafrechtlichen Verfolgung aussetzen. — Rechtsanwalt Heine: Wenn der Polizeipräsident recht hat, dann hat auch der Zeuge recht.

Der nächste Zeuge Dr. Wilhelm Fortmann hat die Unruhen teilweise selbst genau beobachtet. Das Publikum war absolut ruhig und anständig, aus seiner Mitte fiel nicht ein Laut, von Rowdies war kaum etwas zu sehen. Der Zeuge schildert, wie aus der Oldenburgerstraße ein Kommando Schutzleute kam, die ohne jede Veranlassung auf die Menge einhieben, und zwar so roh und brutal, so sinnlos und unmotiviert, wie er es noch nicht erlebt habe. Die Schutzleute drängten das Publikum gegen die Häuser, sodaß sich die Menschen gar nicht entfernen konnten und hieben auch auf diejenigen ein, die sich auf eine Elektrische flüchten wollten. Gruppen von 6—7 Schutzleuten umringen eine geringere Anzahl von Flüchtlingen und faßten diese von allen Seiten an, ohne daß von den Leuten vorher auch nur ein Zuruf gefallen wäre. — Vorsitzender: Der Berichterstatter der „Morgenpost" hat uns aber die Sache ganz anders geschildert. — Zeuge: Die Berichte, die ich in der Presse gelesen habe, waren teilweise geradezu irreführend, sodaß ich nicht weiß, wie ich mir die Sache erklären soll. Nur einer der Berichte war richtig, der im „Vorwärts", wobei ich bemerke, daß ich kein Sozialdemokrat bin. Am Kleinen Tiergarten wurde eine Gruppe von 4—5 anständigen Herren von einem Doppelposten mit Säbelhieben traktiert. Von Angriffen auf die Schutzleute war nirgends die Rede. Die Schuld an den Krawallen ist lediglich in dem unmotivierten Vorgehen der Schutzleute zu suchen. — Der 16jährige Zeuge Precht, der nur ein Bein hat, ist am Montag oder Dienstag anläßlich der Unruhen verletzt worden. Ein Mann hat ihn mit einem Stock und einem Schlagring geschlagen, nachdem er ihn vorher mit einer Laterne beleuchtet hatte. Der Mann sagte dabei: Willst du machen, daß du wegkommst.

Auf dornenvollem Pfade.

Roman von M. Weidenau. 7

„Sie wollen über Iduna mit mir sprechen?"

„Woher wissen Sie denn das? Sind Sie Gedankenleser?"

„Ein wenig. Das bringt mein Beruf mit sich."

„Kennen Sie vielleicht den Marquis de Chateau und den Grafen von Mehring, Doktor?" fragte sie jetzt ohne weitere Einleitung.

„Und was ists mit diesen beiden?"

„Das möchte ich eben, wenn möglich, von Ihnen erfahren."

„Ich verstehe. Es sind die neuesten Bewerber um Idunas Hand?"

„Sagen Sie lieber um ihre zu erwartende Mitgift," warf Frau Dessart mit verächtlicher Kopfbewegung hin.

„Glauben Sie nicht, daß man Ihre Nichte auch um ihrer selbst willen lieben könnte?"

„Nein, so naiv bin ich nicht, mein sehr verehrter Freund und Herr Doktor," spottete die Frau. „Wenn meine Nichte noch das arme . . doch ich wollte Sie ja fragen und komme ganz davon ab. Also, heraus mit der Farbe. Schenken Sie mir reinen Wein ein. Zuerst der Marquis . . Was wissen Sie von ihm?"

„Der Marquis Eugen de Chateau ist ein Lebemann durch und durch, hat schon ein Vermögen von einer halben Million in den Klubs verspielt und braucht nun dringend eine zweite halbe oder ganze Million, um sich zu rangieren."

„Genug!" Die braune Hand der Frau strich energisch über die Tischplatte hin. „Ich dachte mir so etwas Aehnliches. Mit dem noblen Herrn sind wir fertig. Nun zu dem andern."

„Hm, Graf Mehring," Doktor Fixner strich mit der rechten Hand langsam über den Bart, „wäre just so übel nicht, wenn er nicht auch . . ."

„Bis über die Ohren in Schulden steckte, was?" fiel ihm Frau Dessart, höhnisch auflachend, in die Rede. „Das muß man Euren jungen Kavalieren lassen, das Leben zu genießen, verstehen sie aus dem ff."

„Wieso Eure Kavaliere?" lachte Doktor Fixner gemütlich. Sind Sie denn nicht auch eine Hiesige?"

„Nein, nicht mehr. Ich fühle mich in meiner Heimat nicht mehr heimisch. Alles kommt mir so eng und klein vor, auch die Menschen. Wäre es nicht meines armen Hans ausdrücklicher Wunsch gewesen, ich wäre lieber „drüben" geblieben. Hier erinnert mich nichts an ihn."

„Und warum wünschte eigentlich Herr Dessart, daß sie nach seinem Tode nach Europa zurückkehren sollten?"

„Weil er glaubte, daß, wenn seine Verwandten und ich Freundschaft schlössen, ich mich dann leichter hier einleben würde. Aber diese Leute waren mir niemals sympathisch und ich habe noch keinen Schritt zur Annäherung gemacht, ja, ich muß offen sagen, sie haben keine blasse Ahnung von meiner Rückkunft und, daß sie diese erfahren könnten, ist durch die Verschiedenheit unserer Lebensstellung vollständig ausgeschlossen. Wie die Kletten würden sie sich alle an mich hängen."

„Aber von Herrn Dessarts Ableben sind sie verständigt worden?"

„Nein, wozu denn?" lautete die kalte Entgegnung. „Meinen Sie, ich hätte dann Ruhe vor ihnen gehabt? Uebrigens, gar so nahe ist der Verwandtschaftsgrad ja nicht."

„Hm, aber sie sind doch verwandt und . . ."

„Hätten nach meinem Tod den ersten Anspruch auf die Millionenerbschaft, meinen Sie?" schrie die alte Frau nervös mit beiden Händen auf die Tischplatte trommelnd.

„Nein, nicht eine Mark kriegen sie, ich schwöre es Ihnen, ich will nicht, ich mag diese Sippschaft nun einmal nicht, verstehen Sie mich?"

„Natürlich. Man versteht Sie immer, meine Gnädigste, aber hm . ." Doktor Fixner sprach mit Absicht nicht weiter, sondern nahm wieder die Handschuhe vom Tisch und zog sie spielend durch die Finger.

„Sie sind heute noch unausstehlicher als sonst, Doktor, was bedeutet denn wieder Ihr: Aber und Hm?"

„O, Sie verstehen mich ganz gut."

Frau Dessart stand auf und ging zu einem der Fenster, als interessiere sie auf einmal das ihren Blicken sich darbietende herbstliche Landschaftsbild, während Doktor Fixner ruhig sitzen blieb und auf ihre Antwort wartete. Im ganzen Haus herrschte Kirchenstille, als wären Fixner und die alte Frau allein darin anwesend.

„Also, ja, ich kenne doch Ihr altes Lied zur Genüge, sagte nach geraumer Zeit die wieder zum Doktor tretende alte Frau, „aber ich habe noch gar keine Lust dazu . . und bin in dieser Hinsicht auch entsetzlich abergläubisch oder, wenn Sie wollen, kindisch-dumm. Meinetwegen. Ich kann mich nicht ändern. Und schließlich, eine achtzigjährige Greisin bin ich doch noch nicht, die . . ."

„Nein, das nicht, aber . . ."

„Herrgott, Doktor," rief Frau Dessart, zornrot im Gesicht und heftig den Boden stampfend, „Sie machen mich noch verrückt mit Ihrem ewigen Hm und Aber. Sie sind unausstehlich, ich kanns Ihnen nicht oft genug sagen."

„Also, so lassen Sie mich endlich einmal fort, es ist übrigens höchste Zeit, wenn ich noch den Schnellzug erreichen will."

„Unsinn, der kommt erst in dreißig Minuten und in fünf Minuten sind Sie auf dem Bahnhof. Was treibt Sie denn heute so fort?"

„Nichts. Nur . . ."

„Ist Ihnen meine Gesellschaft schon langweilig, was? Na also . . mit diesen beiden edlen Herren ist nichts zu machen," kam Frau Dessart auf das frühere Thema zurück, „tut übrigens nichts, es werden sich andere finden."

„Aber, mein Gott, warum eilt es Ihnen denn auf einmal so, Iduna unter die Haube zu bringen? Lassen Sie ihr doch noch ein wenig Zeit. Und schließlich muß man ja sie selbst auch ein bißchen um ihre Meinung befragen."

Frau Dessart antwortete nicht gleich, sondern schaute den Arzt mit seltsam lauernden Blicken an, wobei ein ihr Antlitz keineswegs verschönerndes boshaftes Lächeln um ihren Mund lag. „Doktor, beantworten Sie mir offen und ehrlich eine Frage, ja?"

„Gewiß."

„Also, wie lange werde ich es hier noch mitmachen?"

„Wenn Sie vernünftig und folgsam sind," entgegnete vollkommen gelassen Doktor Fixner, „haben Sie immerhin, um so mehr, als Sie sich ja pflegen können, auf eine Reihe von Jahren Anwartschaft, im entgegengesetzten Fall aber kann ich für nichts gutstehen. Uebrigens habe ich Ihnen dies schon oft genug vorgepredigt."

Eine Weile blieb die Frau stumm und schaute mit halbzugekniffenen Augen vor sich hin. „Es ist gut," sagte sie endlich mit seltsam verschleierter Stimme, „ich danke Ihnen und verspreche Ihnen auch, mich zu bessern."

„Tun Sie es auch um Idunas willen. Und nun, leben Sie wohl, meine Verehrte. Ich komme in acht Tagen wieder."

Ohne aufzublicken, bot sie Fixner, leicht mit dem Kopf nickend, die Hand, und schaute dem sich schnell Entfernenden auch nicht nach, der unter der Salontür noch einmal den Kopf nach ihr umwandte.

„Hm, hm, wenn die Frau plötzlich ohne letztwillige Verfügung stürbe, dann arme Iduna," murmelte Fixner, als er mit ziemlich raschen Schritten dahinging, vor sich hin. „Hoffentlich haben sie meine letzten Worte doch ein wenig nachdenklich gemacht."

* * *

Nachdem Doktor Fixner sie verlassen hatte, blieb die alte Frau, ganz gegen ihre sonstige Gepflogenheit einmal still vor sich hinbrütend, sitzen. Seit ihrer vor fünf Jahren erfolgten Rückkehr nach Europa verkehrte Fixner nicht allein als Arzt, sondern auch als Freund und Berater in ihrem Haus und, obgleich sie sich ewig mit ihm herumzankte, konnte sie doch ohne ihn nicht mehr auskommen und schätzte in ihm nicht allein den tüchtigen Arzt, sondern auch den treuen, ehrlichen Freund, der ihr, ohne die mindeste Rücksicht auf ihre Millionen zu nehmen, wenn es not tat . . und das war ziemlich oft der Fall . . in ernster, ja oft rücksichtslos barscher Weise, die Wahrheit ins Gesicht sagte. Freilich tat die von ihren Gatten verwöhnte und von Natur eigenwillige Frau doch meistens, was und wie sie wollte, obwohl sie hinterher oft genug einsehen mußte, daß sie, wenn sie dem Rat des welt- und menschenkundigen Freundes gefolgt hätte, ungleich besser gefahren wäre.

Während die Millionärin über die eben stattgehabte Unterredung nachsann, verdüsterte sich ihre Miene immer mehr und trotz der Einsicht, daß Fixner auch heute wieder einmal recht hatte, sträubte sich ihr ganzer innerer Mensch dagegen, zu tun, was er ihr, nicht zum ersten Mal, nahegelegt hatte, Ordnung zu machen in ihren Angelegenheiten, ein Testament aufzusetzen.

Das Testament machen, bedeutete jedoch dieser in manchen Dingen ungeheuer abergläubischen Frau so viel wie sterben müssen, der bloße Gedanke aber an einen möglichen nahen Tod sagte ihr, wie sie selbst unverholen eingestand, Furcht und Schrecken ein. 186.1

Durch Bekannte wurde der Zeuge nach der Unfallstation gebracht. Menschen hat der Zeuge auf der Straße nicht gesehen.

Hierauf wird nochmals Dr. Forkmann vernommen. Er hatte den allgemeinen Eindruck, daß das Vorgehen der Polizei verfehlt war, daß die Polizei garnicht mehr in der Lage war, die Vorgänge zu übersehen, soweit er, Zeuge, die Sache mit angesehen habe. — Staatsanwalt: Sie sind 25 Jahre alt. Welche Erfahrungen berechtigen Sie zu Ihrem Urteil über dies Verhalten der Polizei? — Zeuge: Das Verhalten und die Psychologie der Massen ist mein Spezialstudiengebiet. I chhabe darüber auch Studienreisen nach großen Städten z. B. Newyork gemacht.

Polizeileutnant Schirmer hat Ecke Turm- und Oldenburgerstraße Dienst gehabt. Es herrschte ein lebhafter Passantenverkehr von einem gemischten Publikum. Als eine besonders große Menschenwelle kam, zog der Zeuge vor die Heilandskirche, weil er fürchtete, daß gegen diese etwas unternommen werden könnte: als dann wiederum eine neue Welle einsetzte, ließ er blank ziehen, zumal von der Ecke her geschossen wurde. Er habe seine Leute angewiesen, diejenigen zu schonen, die der Sache fern stehen mußten. Ein Mann wurde aus der Straßenbahn heraus sistiert, weil er die Wageninsassen aufgereizt haben sollte. Der Zeuge hat auch einen Mann, der ihn von einem Möbelwagen herab verhöhnte, festnehmen, auf sein Bitten aber wieder laufen lassen. Die späteren Ansammlungen wurden durch bloßes Anlaufen zerstreut. Einzelne Schutzleute gingen etwas zu energisch vor. Diese wurden dann von den Vorgesetzten gezügelt.

Zeuge Redakteur Berthold hat für einen Kollegen die Berichterstattung, u. a. für die Deutsche Tageszeitung und die Thorner Zeitung übernommen. Er besuchte zunächst den Pastor Schwedler, der der Meinung Ausdruck gab, der Aufruhr stamme von sozialdemokratischer Seite her. Der Pastor wies dabei auf Vorwärts-Notizen hin und meinte, daß der Parteileitung die Zügel entglitten seien. In der Siemensstraße sangen die Leute Arbeiterlieder. Es wurde Rufe: Bluthunde! laut und ferner gerufen: Schlagt sie tot, diese Verbrecher von Gottes Gnaden! Der Zeuge hat sich gewundert, daß die Polizei so außerordentlich ruhig war. Die Menge wurde stets in sehr höflicher Form zurechtgewiesen. Nur in der Turmstraße wurde einmal ein Straßenbahnarbeiter ziemlich brüsk angefaßt. Der Zeuge hat wiederholt einen Mann beobachtet, der immer auftauchte, wo etwas los war, einen großen Herrn mit Spitzbart. Von diesem habe er die Vermutung gehabt, daß er bei den Unruhen seine Hand im Spiele habe. An einem der folgenden Tage habe er den Mann von einem Cafee am Anhalter Bahnhof aus beobachtet und gleich zu seinem Freunde gesagt: Heute ist in Moabit nichts los, der Mann ist hier. Der Zeuge bekundet noch, daß er von einem Schnürsenkelverkäufer bedroht worden sei, wenn er sich noch einmal in Moabit blicken lasse, bekomme er Kloppe.

Rechtsanwalt Heinemann: Der Mann, von dem Sie eben gesprochen haben, hat Sie doch auch überall gesehen. Vielleicht hat er den gleichen Eindruck von Ihnen wie Sie von ihm, nämlich, daß Sie die Hand im Spiele hätten. — Zeuge: Das mag sein. — Rechtsanwalt Heinemann: Was für Arbeiterlieder wurden gesungen? — Zeuge: U. a. Wer schafft das Gold an tage.

Darauf wurden die weiteren Verhandlungen auf Samstag vormittag neuneinhalb Uhr vertagt.

Der Greifswalder Landratsprozeß.

S. u. H. Greifswald, 26. November.

Zu Beginn der heutigen Sitzung teilte der Staatsanwalt mit, daß Bergrat Gothein das Gericht gebeten habe, von seiner Vernehmung Abstand zu nehmen, da er nichts erhebliches auszusagen wisse. Das Gericht beschließt aber, auf Antrag der Verteidigung und des Nebenklägers den Zeugen zu morgen Nachmittag zu laden. Gleichzeitig wird Generalmajor v. Oertzen (Darmstadt) der frühere Kommandeur der Demminer Ulanen geladen und sodann in der Vernehmung den Angeklagten fortgefahren. Auf Befragen des Vorsitzenden, warum er in seinen Eingaben so scharfe Ausdrücke gebraucht habe, erklärt Becker, er habe endlich einmal reinen Tisch machen wollen, Es sei auch der Wunsch des Ministers, gewesen, daß in Bartmannshagen Ruhe und Frieden einkehre, der Landrat habe aber zeigen wollen, daß er den Block nicht anerkenne. Die Landratsfronde sei eben stärker als die Regierung. Bei der Erörterung des Ausdrucks „politischer Agent des agrarischen Demagogentums" erklärt der Angeklagte, daß der Ausdruck Agent nicht von ihm herrühre, sondern von dem verstorbenen Minister von Hammerstein, der diesen Ausdruck inbezug auf die Person des Nebenklägers gebraucht habe. Der Minister habe seinerzeit gesagt: Ein Landrat dürfe nicht Agent einer politischen Partei sein. Dagegen habe der Abg. v. Heydebrand erst kürzlich erklärt, daß bei den nächsten Wahlen alle Beamten, vom Reichskanzler angefangen bis zum letzten Schreiber als konservative Wahlgehülfen tätig sein müßten. Dieser Aeußerung sei von keiner Seite widersprochen worden. Vorsitzender: Wollen Sie darauf schließen, daß auch Landrat von Maltzahn auf einem konservativ-agrarischen Standpunkt steht ? Angeklagter: Die Aeußerungen des Herrn von Heydebrand sind eine glänzende Rechtfertigung für meine Behauptungen. Vorsitzender: Hat sich denn der Landrat konservativ-agrarisch betätigt? Angeklagter: Im Kreise Grimmen besteht kein Unterschied zwischen konservativ und agrarisch. Es gibt natürlich auch dort einige Herren, die auf dem alten Boden der konservativen Partei stehen, der Landrat hat sich aber konservativ-agrarisch betätigt . Auf einer Kaiser-Geburtstagsfeier hat der Landrat vor der Reichstagsstichwahl von den Liberalen gesagt: Mögen sie sich auch national nennen, wenn es ihnen Freude macht, monarchisch sind sie nicht. Ich glaube, daß dieses Verhalten höheren Ortes dem Landrat eine Rüge zuzog, denn das konnte sich Bülow ja unmöglich gefallen lassen. Der Beistand des Nebenklägers Rechtsanwalt Langemak erbittet eine Pause von 15 Minuten, da er mit dem Staatsanwalt über einen zu stellenden Antrag beraten möchte. der für den weiteren Gang der Verhandlung von der allergrößten Bedeutung sei. Es wird im Saale allgemein angenommen, daß der Rechtsbeistand des Nebenklägers die Ladung des Fürsten Bülow als Zeugen beabsichtige. Rechtsanwalt Langemak erklärt, nach der Pause, daß er vorläufig noch von der Stellung eines Antrages Abstand nehmen wolle.

Es wird sodann in der Vernehmung des Angeklagten fortgefahren. Becker läßt dabei verschiedene seiner früheren Behauptungen fallen. Zum Schluß teilt der Staatsanwalt noch mit, daß Generalmajor von Oertzen in Darmstadt ein Telegramm eingegangen sei, wonach ihn Krankheit am Erscheinen vor Gericht verhindere. Es werde also eine Vernehmung des Zeugen in Darmstadt erforderlich sein, und daher eine Vertagung des Prozesses um mehrere Tage erfolgen müssen.

Waltrautens Haarfarbe.

(Unberechtigter Nachdruck verboten.)

S. & H. Hannover, 26. November.

Ein amüsanter Streit, der die Haarfarbe der Walkürenjungfrau zum Gegenstand hat, tobt gegenwärtig am Hannoverschen Hoftheater. Die erste Altistin, Frau Martha Schmid-Hammerstein, welche in der Götterdämmerung die Waltraute zu singen pflegt, war vor dem Publikum in ihrem natürlichen schwarzen Haar erschienen. Allein die hannoversche Kritik hat noch keine schwarzhaarigen Walküren gesehen, verlangte vielmehr, daß die altgermanische Heldenjungfrau ihrer Abstammung entsprechend in blondem Haar erscheine. Sie führte aus, daß blond mit rötlich goldigem Schimmer die Ideale germanischer Haarfarbe sei, während schwarzes Haar direkt als volksfeindlich gelte. Die alten Germanen hatten die Bewohner von Walhalla natürlich als idealisierte germanische Männer und Frauen gedacht und daher müßten auch auf der Bühne die Angehörigen in der rötlich-blonden Haarfarbe erscheinen. Die gekränkte Künstlerin wandte sich darauf nach Bayreuth, von wo ihr die Auskunft wurde, daß Waltraute schwarz sein müsse. Wenigstens singt die derzeitige Bayreuther Waltraute, Frau Adrienne v. Kraus-Osborne, die Waltraute in nachtschwarzer Perücke. Mit dieser Auskunft gab sich die hannoversche Kritik keineswegs zufrieden, denn sie bestreitet Bayreuth das Recht, sich als deutsch-nationale Musterbühne auszuspielen, weil Frau Cosima Wagner, die teils französisches, teils magyarisches Blut in den Adern hat, für derartige urgermanische Volkstümlichkeiten naturgemäß weder Sinn, noch Empfindung und Verständnis haben könne. Tatsächlich sei unter Wagner die Bayreuther Waltraute stets mit hellem Haar aufgetreten, und es fehlt jeder Anhaltspunkt dafür, daß Wagner sich seine Waltraute etwa anders als blond gedacht habe. Die jetzige schwarze Waltraute sei also eine Sünde wider den Geist des Meisters und deshalb darf auf anderen Bühnen der Bayreuther Fehler nicht nachgemacht werden. Von einem der Kritiker wird sogar an das wissenschaftliche Gewissen von Felix Dahn als des bedeutendsten lebenden Kenners der germanischen Urzeit und Götterlehre appelliert, um zu beweisen, daß den alten Germanen anderes als rötlich blondes Haar höchst zuwider gewesen sei. Ueber diese wichtige Haarfrage, die zu einer Haarspalterei auszuarten droht und etwas an den Haaren herbeigezogen erscheint, sind sich Kritiker und Künstlerinnen derartig in die Haare gefahren, daß die Hoftheater-Intendanz sich zurzeit verzweifelt in die Haare rauft, weil sie kein Ende der haarigen Geschichte absieht.

Auf die Mutter geschossen.

S. u. H. Leipzig, 26. November.

Das Schwurgericht verhandelte gegen den 24 Jahre alten Handlungsgehülfen Emil Georg Leimert, der in der Verhandlung von dem Sachverständigen, Medizinalrat Dr. Thümler „als ein moralisch tief gesunkener Mensch" bezeichnet wurde. Der junge Mann war von jeher ein Tunichtgut ,hielt nirgends aus, war infolgedessen oft stellungslos, nichtsdestoweniger aber immer vergnügungssüchtig und unsolid. Da er häufig kein Geld hatte, erpreßte er es von seiner Mutter,o ie er durch sein freches Betragen und seine Rohheiten einschüchterte. Scheute er sich doch nicht, seine Mutter zu ohrfeigen! Auch gegen den Vater, der Gerichtsvollzieher ist, benahm er sich gewalttätig. Er ging einmal gelegentlich einer häuslichen Differenz mit einem Messer auf ihn los und brachte ihm an der Stirn eine Verwundung bei, die eine Behandlung durch den Arzt nötig machte. Er wurde deshalb mit 6 Monaten Gefängnis bestraft. Ferner ist er wegen einer Unterschlagung, die er in seiner Stellung begangen, mit 200 Mark bestraft worden. In letzter Zeit bestanden besonders noch Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Eltern wegen eines Mädchens, mit dem er ein Verhältnis unterhielt, das den Eltern natürlich umsoweniger erwünscht sein konnte, als er schon früher eine Liebschaft gehabt hatte, die nicht ohne Folgen geblieben war. Als er nun am Abend des 25. Juli die Behausung seiner Eltern in Begleitung seiner Geliebten betreten wollte, und die Tür verschlossen fand, erfaßte den Angeklagten, weil die Mutter den Besuch des Mädchens nicht dulden wollte, ein solcher Zorn, daß er auf seine am Fenster stehende Mutter von der Straße aus, mehrere Schüsse aus einem Revolver abfeuerte, Das verursachte eine Ansammlung von Leuten, vor denen er in die elterliche Wohnung flüchtete. Ein Schutzmann und mehrere andere Personen, unter ihnen ein Unteroffizier und ein Vizefeldwebel, drangen ihm nach u. gegen diese hat der Angeklagte, der sich im Schlafzimmer eingeschlossen hatte, mit der widerholten Drohung, jeden über den Haufen zu schießen, der sich ihm nahe, aus der ein wenig von ihm geöffneten Tür, mehrere Schüsse abgegeben. Schließlich machte er einen Selbstmordversuch, verletzte sich aber nur ganz leicht, durch einen Streifschuß an der Stirn und ergab sich dann. Seine vor Gericht als Zeugen erschienenen Eltern machten von ihrem Recht der Zeugnisverweigerung Gebrauch. Der Angeklagte erklärte, daß er keineswegs seine Mutter und ebensowenig andere Personen habe töten oder verletzen sondern sie habe nur schrecken wollen. Seine Eltern seien herzensgut, aber sie hätten ganz andere Lebensanschauungen wie er, auch habe ihn seine Mutter gern reich verheiraten wollen, während er an seinem Mädchen festgehalten habe. Aus dieser Ursache hätte es immer viel Streit gegeben und das habe ihn erregt. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten des Totschlagsversuchs schuldig. Das Urteil lautete auf 3 Jahre, 3 Monate. Zuchthaus, von denen 5 Monate der Untersuchungshaft als verbüßt erachtet wurden und 10 Jahre Ehrverlust.

Die erste Kinderlesehalle in Berlin.



Die erste Kinderlesehalle in Berlin.

ist jetzt von dem von Otto von Leixner gegründeten Volksbund in der Markthalle am Arminiusplatz in Moabit eröffnet worden. Der Andrang der Kinder zeigt, wie lebhaft das Bedürfnis nach derartigen Einrichtungen ist. Der Grundgedanke der Kinderlesehalle ist, den Kindern Gelegenheit zu bieten, gute Bücher zu lesen und gute Bilder zu sehen. Leider erweisen sich die Räume schon jetzt als viel zu klein, Lange vor der Eröffnung der Halle stehen die Kinder vor den Türen, und sobald sich der Vorsteher der Lesehalle zeigt, recken sich alle Hände. Jeder möchte seinen Bücherzettel zuerst abgeben, um schnell in den Besitz seines Buches zu gelangen. In den Raum selbst herrscht eine feierliche Stille. Jeder ist mit seinem Buche beschäftigt. Viele müssen, da die Sitzgelegenheit nicht ausreicht, stehen, aber hat einer eine halbe Stunde gestanden, so wird ihm sein Nachbar ohne weiteres seinen Sitzplatz einräumen, eine Höflichkeit, die unter Erwachsene man oft sehr vermißt.

Großer Brand

London, 27. November. Zu dem Großfeuer in Newark wird noch aus Newyork telegraphiert: Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte gestern die Fabrik der Newark-Paper-Box-Kompany zu Newark (New-Jersey) Die Flammen breiteten sich so schnell aus, daß einer großen Zahl der Arbeiterinnen der Ausgang abgeschnitten wurde. Viele Mädchen wurden beim Sprung auf die Straße getötet, oder schwer verletzt. Eine weitere Anzahl erhielt tötliche Brandwunden, und 25 Mädchen werden noch vermißt.

Newyork, 27. November. Die Fabrik der Paper Box-Kompany in Newark war in einigen Minuten in ein Flammenmeer gehüllt. Die meisten der in den unteren beiden Stockwerken beschäftigten Mädchen konnten sich retten, denen im dritten und vierten Stock wurde jedoch jeder Ausweg vom Feuer abgeschnitten. Nun spielten sich furchtbare Szenen ab, die Mädchen erschienen von Flammen umloht, an den Fenstern und machten Miene auf die Straße zu springen . Die zahlreiche Menschenmenge und die Feuerwehr die sofort Leitern aufrichtete und Netze ausspannte, suchten sie durch Zurufen davon zurückzuhalten, aber, vor die Wahl zwischen dem Verbrennungstode und dem gefährlichen Sprung gestellt, wagten viele diesen und kamen zerschmettert auf dem Straßenpflaster an. 25 von ihnen wurden schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht. In der Fabrik fand die Feuerwehr 12 Leichen von Arbeiterinnen: viele von ihnen waren so verkohlt, daß sie nicht identifiziert werden konnten. Weitere 25 Mädchen werden vermißt. Zweifellos liegen ihre Leichen unter den Trümmern der vollständig niedergebrannten Fabrik . Nach einer weiteren Meldung ist die Zahl der Opfer bereits auf 40 angewachsen, doch scheint die schauerliche Liste damit noch nicht abgeschlossen zu sein. Von den Feuerwehrleuten werden heroische Versuche, die Eingeschlossenen zu retten, gemacht. Hierbei wurden viele durch Trümmer verletzt, oder erlitten schwere Brandwunden.

Newyork, 28. Nov. Bis jetzt wurde festgestellt, daß bei dem Fabrikbrand in Newark 23 Frauen und Mädchen teils verbrannt, teils beim Sprung aus dem Fenster und ein Knabe getötet wurden. 30 Verletzte liegen im Hospital, darunter viele tödlich Verletzte. Die Trümmer werden weiter nach Leichen durchsucht. Es verlautet, daß die Rettungsvorkehrungen und Löschapparate in der Fabrik vernachläßigt und unbrauchbar waren.

Vermischtes.

Berlin, 28. Nov. Bei einem Ringkampf von einem Löwen zerfleischt wurde gestern abend auf dem Kirmesplatz an der Greifenhagenerstraße der 28jährige Dompteur Karl Meier, der dort in einer Menagerie angestellt war. Nachdem man ihn mühsam aus dem Rachen des wütenden Tieres befreit hatte, wurde er ins Krankenhaus gebracht. An seinem Aufkommen wird gezweifelt.

Berlin, 28. Nov. Die Prinzen Adalbert und Friedrich Wilhelm von Preußen haben, wie die „Kyffhäuser-Korrespondenz" mitteilt, mit Genehmigung des Kaisers die Ehrenmitgliedschaft des Preußischen Landeskriegerverbandes angenommen.

Berlin, 28. Nov. Leutnant v. Haugwitz vom 1. Garderegiment zu Fuß hat sich gestern in seiner Wohnung in einem Anfalle von geistiger Umnachtung, die zweifellos durch einen Sturz aus dem Automobil hervorgerufen worden war, erschossen.

Die Berliner Untergrundbahn Nord—Süd. Der Berliner Magistrat bewilligte die Baukosten für die Untergrundbahn Nord—Süd. 53,8 Millionen Mark Kosten sollen aus Anleihemitteln gedeckt werden.

Verhafteter Raubmörder. Die Lübecker Kriminalbehörde hat den Raubmörder Franz, der in der Herberge zur Heimat unter dem Namen Rautenberg wohnte, verhaftet. Franz ermordete am 29. September d. J. die Eheleute Klein in Schönhagen bei Pritzwalk, die er mit einem Schmiedehammer erschlug. Der Raubmörder hat nach anfänglichem Leugnen die Tat eingestanden.

Eine Millionenstiftung. Der verstorbene Kaufmann Rentwitz in Leipzig vermachte der Stadtgemeinde eine Million Mark für Wohltätigkeitszwecke.

Die Staatsverwaltungen werden immer geschäftskundiger. Im Hauptgebäude des neuen Zentralbahnhofes in Leipzig, der der größte der Welt werden und 130 Millionen kosten wird, werden zum ersten Male Läden angebracht sein, die zweifellos recht gut vermietet werden Uebrigens gibt es auch in anderen Verwaltungen Fälle, wo dies Verfahren nachgeahmt wird, und die Städte haben von ihren Ratskellern meist recht angenehme Einnahmen.

Von einem ganz gescheiten Hund berichtet die „Frkf. Ztg.". Dieser Hund, ein Foxterrier, Eigentum eines Juristen in Westfalen, sei in jeder Beziehung ungemein gelehrig. Frage man ihn: „Wie spricht Matthias Erzberger?", so beginne das Tier ein Herausstoßen von Tönen (kein Bellen) und setze dies stundenlang fort. Auf ein energisches „Ruhe!" hört es dann aber sofort auf zu reden.

Ein mausendes Huhn. Ein Wundertier, nämlich ein mausendes Huhn, besitzt laut der „Deutschen Tagesztg." der in Bednoren im Kreise Insterburg wohnende Losmann Schradtke. Das Huhn stellt sich an Mauselöchern und sonstigen Stellen, wo Mäuse zu vermuten sind, auf die Lauer. Erscheint eine Maus, so springt das Huhn auf sie los und tötet sie geschickt durch einige Schnabelhiebe. Ist das erlegte Mausetier klein, so wird es alsbald verschlungen; ist es zu groß dazu, so wird es zunächst von dem Huhn regelrecht zerkleinert und dann stückweise verzehrt. Da in diesem Jahre auf dem Lande eine große Mäuseplage herrscht, so ist das treffliche Huhn ein wertvolles Besitzstück, zumal es im Gegensatz zur Katze auch noch durch Eierlegen sich nützlich macht. (Sollte es sich nicht etwa um eine — Ente handeln?)

Das höfliche Dienstmädchen. Ich rufe eine befreundete Familie an und am Apparat erscheint die diensteifrige Emma, die mir zur Antwort gibt: „Jawohl, ich werd' die gnädige Frau sofort rufen, nehmen Sie bitte solange Platz." („Jugend")

Bekanntmachung.

Viehzählung.

Die am 1. Dezember dieses Jahres stattfindende außerordentliche Viehzählung hat sich auf Pferde, Rinder, Schafe und Schweine zu erstrecken. Außerdem ist durch sie die Zahl der Gehöfte mit und ohne Vieh sowie die der viehhaltenden Haushaltungen festzustellen.

Das zu beobachtende Verfahren schließt sich an das bei der letzten Viehzählung am 1. Dezember 1909 angewendete an. Danach wird die Zählung gemeindeweise und innerhalb der Gemeinde nach Zählbezirken stattfinden.

Für letztere werden Zähler ernannt, welche den Vorständen der Haushaltungen oder deren Vertretern die Zählkarten zuzustellen und sie nach erfolgter Ausfüllung abzuholen' erforderlichenfalls auch die Karten selbst auszufüllen und demnächst die Ergebnisse in die Kontrolliste einzutragen haben.

Das Amt der Zähler ist ein Ehrenamt.

da die Viehzählung, welche **keineswegs steuerlichen Zwecken** dient, für die Staats- u. Gemeindeverwaltung von großer Wichtigkeit ist und auch als Grundlage für wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke dienen soll. so darf für sie das allgemeine Interesse in Anspruch genommen und die Erwartung ausgesprochen werden, daß die einzelnen Beteiligten, die zur Mitwirkung berufen werden, sich mit voller Teilnahme der ihnen zufallenden Aufgabe widmen.

Arnsberg, den 14. Oktober 1910.

Der Regierungs-Präsident
Im Auftr.: Haxter

Pflanzenbutter
Palmkrone-Palmstolz

Wer sparen und doch nicht auf den Buttergenuß verzichten will, versuche die beliebten van den Bergh'schen Marken
«Palmkrone» und «Palmstolz»
— feinste Pflanzenbutter-Margarine! — Sie ersetzen beste Molkereibutter vollkommen, sind jedoch über ein Drittel billiger. In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Der alte Schreiber trank seinen Kaffee, herzte sein Kind und begab sich, die Papiere unter dem Arm, an sein gewohntes Tagewerk. An der Tür kehrte er noch einmal um: „Ich hatte vergessen, dir zu sagen, daß die Tochter des Bürgermeisters sich freuen würde, wenn Du einen Teil der Arbeit für ihre Ausstattung übernehmen wolltest.“ Dann küßte er sein Kind und ging arglos hinaus.

„Habe Dank, lieber Himmel,“ sagte sie für sich, „ich würde den ganzen Morgen verloren haben, um Arbeit zu suchen, nun schickst Du sie mir ins Haus!“

Drei Tage und drei Nächte waren in derselben Weise vergangen; es war 11 Uhr abends und Marie wieder allein neben ihrer kleinen Lampe, der weißen Leinwand und dem einförmigen Ticktack der Uhr. Die Nadel flog noch schneller, aber sie entfiel manchmal der Hand, die sich für einen Augenblick auf die brennende Stirn preßte, um dann, wie erschrocken über die verlorene Zeit, hastig die Arbeit aufzunehmen. Vergebens, immer wieder schlossen sich die Augen und der Kopf sank auf die Schultern; sie raffte sich wieder auf, und warf die Locken aus der heißen Stirn; alle ihre Pulse flogen, sie mußte aufstehen, die Augen befeuchten, einen Schluck Kaffee zu sich nehmen, der sie bisher aufrecht gehalten hatte. Verwundert sah sie, daß das Feuer im Ofen erloschen war, und doch hielt sie es vor Hitze kaum aus. Ihre großen blauen Augen waren von dunklen Schatten umgeben, Fieberhitze lag auf den Wangen, und doch näherte sie sich mit freudigem Lächeln dem Tisch, auf dem ein Kästchen stand, das ihre Barschaft enthielt: Sie zählte nach: „Noch ein Taler fehlt mir,“ sagte sie; „ich habe noch drei Tage bis Weihnachten, brauche also nur noch eine Nacht zu wachen; übermorgen werde ich schlafen, und während der Feiertage kann tun, so lange ichs will. Ehe die Mutter aufwacht, gehe ich zum Schneider, und zu Weihnachten kann ich meinem guten Vater einen neuen Mantel bescheeren!“

Dieser Gedanke ermunterte Marie, sie kehrte zur Arbeit zurück, und regelmäßig wie vorher lief die Nadel durch die Leinwand, bis die fleißige Näherin, ihrem Vorsatz gemäß, beim ersten Morgengrauen das Zimmer verließ.

Um sieben Uhr kehrte sie heim, die Mutter war gerade aufgestanden. „Hast Du geweint, Marie,“ sagte sie; „Du bist so erhitzt, Deine Hände brennen, Deine Stirn glüht; mein Gott, Du wirst doch nicht krank sein? “

Bei diesen Worten trat der Vater ein. „Krank?“ wiederholte er, „mein Kind krank? Das wäre das erste Mal in ihrem Leben; gewiß, Du bist krank, gewiß, gewiß! Dein Puls, Deine Augen, — mein Gott, Mariechen, geh' zu Bett, ich laufe indes zum Doktor. Du zitterst — liebe Frau, geh' Du ich kann sie nicht verlassen.“

Der alte Mann kam und ging, er bebte vor Angst und hatte durch den furchtbaren Schreck ganz und gar den Kopf verloren. Die Mutter eilte zum Arzt, Marie versuchte noch, ihren Vater zu beruhigen, da wich die Röte ihres Gesichtes einer tötlichen Blässe, sie sank ohnmächtig in den Stuhl zurück. Der Schreiber nahm sie in seine Arme, schwere Tränen rannen ihm über die gefurchten Wangen, und alle seine Kräfte zusammennehmend, trug er sie aufs Bett. Nun kam an ihn die Reihe der durchwachten Nächte!

Das Weihnachtsfest war herangekommen, nach Tagen der Hoffnung, der Zweifel, des Geheimnisses und der Vorahnung hatte die glänzende Wirklichkeit ihren Einzug gehalten.

In unserem Mansardenzimmer war es dunkel, auf dem Arbeitstisch lagen Fingerhut und Leinwand unberührt, kein Ton unterbrach die Stille, selbst die Uhr nicht.

Man klopft, niemand kommt, um zu öffnen; endlich tritt ein Mann herein, der eine kleine Laterne in der Hand und ein sorgfältig eingeschlagenes Paket im Arme trägt. Einen Augenblick horcht er, dann nähert er sich der nächsten Tür und ruft leise: „Fräulein Marie!“ — keine Antwort — er öffnete vorsichtig, überschreitet die Schwelle und bleibt erschrocken stehen — Marie war da, ihre Züge waren ruhig, sanft und unschuldig — sie schlief einen tiefen Schlaf: die Mutter, die sich über sie gebeugt hatte, schmückte sie mit weißen Rosen, die sie mit ihren Tränen netzte. Eine düstere Lampe, düster wie der Schmerz, wie die furchtbare Stille des Todes, beleuchtete das Antlitz der Entschlafenen. Der alte Vater kniete zu den Füßen des Bettes, das alles Glück, alle Hoffnung, alle Liebe, die er besessen hatte, barg; seine trockenen Augen starrten die Tochter an, er blieb regungslos wie jene Marmorbilder, die sich Menschenalter hindurch trauernd über verlassene Gräber beugen.

Nach einigen Augenblicken enthüllt der Fremde das Paket und legte, indem er sich dem Bette näherte einen neuen Wintermantel darauf. Eine Thräne stahl sich aus einem Auge. „Er ist bezahlt,“ flüsterte er und entfernte sich leise.

Der Greis erwachte aus seiner Betäubung, seine zitternden Hände griffen nach dem Mantel, er preßte seinen weißen Kopf hinein, heiße Tränen bedeckten den Stoff, und zwischen dem Schluchzen des alten Vaters tönte ein weher Schmerzensschrei: „Er ist bezahlt, mein Gott, er ist bezahlt!“

Allerlei

△ **Die armen Hasen** sind jetzt schlimm daran. Die Hasenjagd ist in vollem Gange, mit Pulver und Blei ist man hinter Meister Lampe her. Als Heimat des Hasen gilt neben Ungarn und den Donauländern vor allem Deutschland, und hier wieder ist er in Sachsen, Thüringen, Schlesien und Bayern am meisten verbreitet. Der Hase pflanzt sich sehr rasch fort. Er kommt auch in verschiedenen Varietäten vor. So gibt es z. B. schwarze Hasen. Röstlich gefärbte findet man im Hessischen, graue und weißgefleckte und ganz weiße vereinzelt in anderen deutschen Landstrichen. Der Jagdbesitzer, der rationell verfahren will, tut gut, nicht vor Ende Oktober mit Treibjagden auf Hasen zu beginnen, da kurz vorher noch viele Häsinnen Junge setzen. Am besten pflegt man die Hasenjagd, wenn man mit aller Kraft mit Schrot und Eisen hinter dem Raubzeug des Reviers her ist und im Winter für ausreichende Aesung sorgt. Hasen auf dem Anstand zu schießen, empfiehlt sich nicht, da meist Häsinnen davon betroffen werden, während die hellhörigen und vorsichtigen Rammler leicht entkommen. Am zweckmäßigsten ist ein Kesseltreiben, dem dann nach wenigen Stunden oder am Tage darauf eine sorgfältige Nachsuche folgen muß.

— **Ein nettes Spiel.** Der kleine Willy: „Was wollen wir jetzt spielen, Fritz?“ Der kleine Fritz: „Piano; du legst dich auf die Erde und bist das Piano, und ich schlage und trete drauf herum!“

— **Der klassische Geschäftsmann.** „Nu, Fichtenstamm, was werdst de machen, um dein Holzhandel recht zu bringen in die Höhe?“ „Werd ich inserieren: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme!“

— **Beruhigend.** Papa: „Ich sage, du bekommst keine Trommel zu deinem Geburtstage, Fredi, — ich kann das Trommeln nicht vertragen.“ Fredi: „Aber, Papa, wenn ich dir schon sage, daß ich nur trommeln will, wenn du schläfst!“

— **Ein Vorsichtiger.** Unter die Kinder sind Pflaumen verteilt worden, jedes hat acht Stück bekommen. Georg schleicht sich mit seinem Schatz in eine Gartenecke und wird dort beobachtet, wie er mit geschlossenen Augen seine Pflaumen verzehrt. Gefragt, warum er denn bei dem Schmause die Augen so fest zugedrückt habe, sagt er: „Ich wollt's nich sehen, wenn etwa 'ne madige drunter wäre.“

— **Dauernd.** Herr: „Ich werde nie heiraten. Ich liebte einst ein Mädchen, und sie machte einen Narren aus mir.“ Dame: „Sie hat also einen dauernden Eindruck auf Sie gemacht?“

— **Auf der Eisenbahn.** „Aber Hansli, hast du jetzt die ganze Wurst schon gegessen?“ Hansli: „Nein, i hab das andere Stück da droben versteckt, weißt, für morgen, wenn wir wieder heimfahren.“

Vom Kasernenhof. Unteroffizier (zum Rekruten, der nach dem Abspringen vom Reck vor dem Gerät stehen bleibt): „Na, wollen Sie nicht gefälligst auf Ihren Platz gehen? Was sind Sie denn in Zivil?“ — Rekrut: „Kellner, Herr Unteroffizier!“ — Unteroffizier: „Ach so, da warten Sie wohl auf 'n Trinkgeld?“

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäcker. (Nachdruck verboten.)

57

Jeremias suchte ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er sein Fortkommen an hiesiger Bühne sichern wolle, und Rebe behauptete, das wäre nur dadurch möglich, daß er alle Chancen liefe. Aber sich jetzt und für eine Vorstellung einen Erfolg sichern und damit alle übrigen noch in Frage gestellt lassen, käme ihm ungefähr ebenso vor, als ob jemand über einen mächtigen Strom schwimmen wolle und zuerst in einem Teich versuche, ob er sich eine so lange Zeit über Wasser halten könne, bei dem Versuch aber Bleien unter die Arme binde. Er täusche niemanden damit als sich selber, und müsse dann später dafür büßen.

Es war mit dem Menschen nichts anzufangen, denn er blieb hartnäckig dabei daß er ehrenvoll siegen oder lieber seine Stellung aufgeben und anderswo beginnen wolle; denn nur dadurch könne er sich seine Selbstachtung und die Achtung anderer ehrenwerter Leute bewahren.

Jeremias mußte ihm ja wohl im Herzen recht geben. Es war ganz hübsch und ehrlich gehandelt, aber dumm, stockdumm, wenn er das auch nicht gerade aussprach, und in voller Verzweiflung lief er endlich hinüber zum Direktor Krüger, um von diesem vielleicht eine andere Ansicht zu hören. Das Mißtrauen bei Pfeffers hatte er ganz vergessen und versäumt.

Hier fand er seinen Mann. Krüger, dem selber daran lag, daß sich Rebe am hiesigen Theater behaupten möge — denn wo fand er solchen ersten Liebhaber gleich für die Gage wieder, mit der er sicher die erste Zeit mit Rebe abschließen konnte? —, gab Jeremias in allem recht und war so vollkommen in jeder Hinsicht seiner Meinung, daß ein Gespräch fast ganz unmöglich wurde.

Der Direktor teilte dem kleinen, lebendigen Fremden auch ganz aufrichtig seine eigenen Ansichten über den Rezensenten mit; weshalb sollte er sich auch genieren? Strohwisch kostete ihm überhaupt jährlich viel Geld, und Jeremias begriff zuletzt nur das nicht, wie man sich noch mit einem solchen Menschen abgeben und in persönlichem Verkehr mit ihm stehen konnte.

„Lieber Gott,“ sagte der Direktor, „was will ich dagegen tun? Soll ich mir mein ganzes Theater fortwährend schlecht machen lassen? Das Publikum bekäme doch zuletzt, wenn es das alle und alle Tage hörte und sähe, einen Widerwillen dagegen und ginge mir schließlich gar nicht mehr hinein; deshalb zahle ich ihm das Blutgeld und stopfe ihm das Maul.“

„Also wann ist Fiesco?“

„Nächsten Mittwoch; wenn Sie etwas tun könnten — aber um Gottes willen, ohne daß es Rebe erfährt, denn er würde die ganze Gesellschaft verderben —, so wäre es mir sehr angenehm, und auf meine Unterstützung dürfen Sie rechnen.“

„Aber in welcher Art?“

„Ich will Ihnen sagen, was ich fürchte,“ erwiderte Krüger. „Ich fürchte, Strohwisch wird Anstalten getroffen haben, Herrn Rebe das nächste Mal auspfeifen zu lassen; er hat mir genau dasselbe schon einmal gemacht.“

„Aber das Publikum wird sich das nicht gefallen lassen.“

„Lieber Gott, alle Menschen erfreuen sich zuweilen an einem Skandal,“ sagte Krüger, „und wenn nur drei oder vier in derartigen Arbeiten geschickte Leute vorteilhaft plaziert wären, so finden sie überall ein paar nichtsnutzige Jungen, die ihnen helfen. Sie glauben gar nicht, wie das Pfeifen ansteckt.“

„Hurrjeh,“ sagte Jeremias, „vielleicht käme er selber hinein; wenn ich nur dann in der Nähe wäre!“

„Er würde sich wahrscheinlich ruhig verhalten, aber das Ganze dirigieren.“

„Na, warten Sie mal, dagegen ließe sich doch am Ende noch was tun. Apropos, haben Sie Polizei im Theater?“

„Auf die dürfen Sie nicht rechnen,“ sagte der Direktor; „allerdings stehen ein paar Mann im Vorsaal, aber bei derartigen Gelegenheiten verhalten sie sich rein passiv.“

„Sehr schön,“ sagte Jeremias, „weiter verlange ich nichts, und nun empfehle ich mich bestens!“

„Sie sind fremd hier in der Stadt, Herr Stelzhammer?“

„Fremd allerdings; aber ich glaube, ich weiß Jemanden, der mich unterstützen kann.“

„Darf ich fragen, wen?“

„Ihren Theaterdiener Peters.“

„Da sind Sie in vortrefflichen Händen,“ lachte Krüger vergnügt; „aber lassen Sie ihn um Gottes willen nicht ahnen, daß ich von der Sache etwas weiß!“

„Haben Sie keine Sorge — bitte, bemühen Sie sich nicht, ich finde schon meinen Weg!“ Und während der Direktor oben in seinem Zimmer, sich vergnügt die Hände reibend, auf und ab ging, stieg Jeremias langsam die Treppe hinunter.

Direktor Krüger wohnte zwei Treppen hoch, und jede Etage entstand aus zwei Abteilungen Stufen, die in dem alten Hause ziemlich steil aufwärts führten, aber durch Seitenfenster hell erleuchtet wurden.

Jeremias war eben den ersten Absatz hinabgestiegen, als ein Herr dicht unter ihm die Treppe heraufkam und zu ihm aufsah. Der Fremde, welcher etwa einen Kopf größer als unser kleiner Freund sein mochte, stand noch drei oder vier Stufen unter ihm, als er den Kopf zu ihm emporbrehte und Jeremias plötzlich halten blieb.

„Hurrje!“ rief er aus, indem er sich so klein machte, daß er seinen Kopf ziemlich in eine Richtung mit dem die Treppe heraufkommenden brachte und die Hände dabei auf die Knie stützte. „Habe ich nicht das Vergnügen, den Herrn Doktor Strohwisch vor mir zu sehen?“

„Das ist allerdings mein Name,“ sagte der Herr. „Und mit wem hab' ich die Ehre?“

„Na, seh'n Sie einmal an,“ rief Jeremias, ohne die Frage zu beantworten, „und so hübsch unter vier Augen! Da erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen gleich zu sagen; mein lieber Herr Strohwisch, daß Sie ein ganz miserabler; erbärmlicher Tintenkleckser und Schubbejack sind!“

Die
mit Ausnahme
frei ins Haus, mit
und dem Sonntag
pro Monat, durch
Redaktionsdruck
verantwortlich:
Nr. 279
Abg. v
Königs
In dem
Reichstages
chen Abg. v. Pa
zen. Wir lassen
gen im Wortlau
Wenn m
rechts anfürte,
nicht um Neuig
Anfrum der Sog
heit. Wer hat d
ge Gefahren hin
der Umsturzpart
sondern auch
eignet sind.
gen anzufangen
daß besonder
lichen Gefahren
doch diese Mitte
kann ich
Stimmungs
als Verhü
Gefahren
Die Frage
den verschieden
chen hat, mit
zweifelns, ob
ist mit den
unserer Verhan
gere Unterschied
muß, zugeben,
sächlich nicht
konkreten nur
gelehrten des
Erklärung unse
auch schon die
abgegeben wurd
bei die Bevölk
sie sie vor ei
herr nördlich
der heutigen
sicher, ob dann
den gesetzgeber
oder ob, wie
eine Teil eine
welche für den
deutung ist.
So gegangen
nung des Mi
daß diese Erk
Zukunft ausst
des Kaisers
nicht längere
bei sich für
Tatsache heru
nigsberger Re
sein Großvate
Krone aufs
dere Rechten
gen. Ab das
nen uns nicht
sonst würden
inwiefern dies
ren oder nicht
hang mit dies
so hätten wir
rücksichtnehmen
heute entschei
ment des K
auf Tagesmei
den Weg".
der Reichskan
überhaupt keine
rung nur ein
gemacht habe.
das so ungem
für die gesetz
gegeben, in
ternehmen, de
len uns nicht
nicht bei
und auf
Herr entsch
Recht der nac
deutsch
anderen die
verargen.

57,2

„Sie alberner Esel!“ rief der Doktor, der gar nicht gleich wußte, über was er am meisten erstaunen sollte, über die kleine, geduckte komische Gestalt, die vor ihm kauerte und die er deshalb auch, was persönliche Kraft anbetraf, bedeutend unterschätzte. „Was unterstehen Sie sich? Fort, oder ich werfe Sie die Treppe hinab!“

„So?“ sagte Jeremias, der nur auf eine solche Einladung gewartet zu haben schien, drückte sich mit der Linken seinen Hut fest und hatte aber auch im nächsten Moment schon den Doktor beim Kragen, der sich wie ein Kind in seinem Griffe wand.

„Herr, lassen Sie mich los!“ schrie er.

„Treppe hinunter — so?“ rief Jeremias. „Wundervolle Idee — Kopf wee unten!“ Und ehe der „Doktor“ nur einen Hilferuf ausstoßen konnte, hatte er ihn herumgedreht, und wie ein Pfeil schoß er die Treppe hinab.

Jeremias Blut war aber jetzt aufgeregt. Alberner Esel hatte er ihn genannt — was vorangegangen, zählte nicht — und die Rezension geschrieben, und da unten kullerte er auf der Treppe herum. Unglücklich für ihn trug Doktor Strohwisch auch ein spanisches Rohr in der Hand, und Jeremias wußte eigentlich später gar nicht mehr recht, wie es gekommen war; ehe er sich aber auf etwas besann, war er die Stufen hinab unten bei seinem Schlachtopfer, hatte ihm den Stock aus der Hand gerissen und zerwalkte ihn dabei nach Herzenslust.

Oben in der zweiten Etage stand Direktor Krüger, schaute über das Geländer hinab und hätte vor Wonne applaudieren mögen, wenn er es sich nur getraut hätte. Unten in der ersten Etage war das Dienstmädchen und dann der Herr Ober-Appellationsrat X. mit der Frau Ober-Appellationsrätin und Fräulein Tochter herausgekommen An der Haustür, da der Schall des Tumults hinausdrang, hatten sich ebenfalls Leute gesammelt und drängten zuletzt bis ins Haus hinein. Und oben auf dem ersten Absatze stand Jeremias und prügelte Strohwisch, bis er den Stock in Atome zerschlagen hatte und seinen Arm nicht mehr rühren konnte; dann warf er ihn den letzten Absatz hinunter, den Stummel des spanischen Rohrs, mit einem sehr zierlich geschnittenen Elfenbeinknopfe daran, hinter ihm her, und während er selber an ihm vorüberschritt, sagte er: „So, Herr Doktor, jetzt wünsche ich Ihnen, daß es Ihnen wohl bekomme. Mein Name ist Jeremias Stelzhammer.“

„Herr Stelzhammer,“ sagte da ein Mann in einem roten Kragen, der sich indessen durch die immer anwachsenden Zuschauer in das Haus gedrängt hatte, „es tut mir leid, Sie in Ihrer Beschäftigung zu stören.“

„Bitte, ich bin eben fertig,“ meinte Jeremias.

„Nun, desto besser,“ sagte der Mann; „aber nun ersuche ich Sie auch, einmal ein bischen mit mir zu kommen, denn ich habe hier auf Ruhe und Ordnung zu sehen.“

„Mein lieber Herr,“ erwiderte Jeremias, jetzt nicht im geringsten um die Folgen besorgt, denn er sah wohl, daß er es hier mit einem Polizeidiener zu tun hatte, „Ruhe herrscht jetzt, und daß der Herr da ordentliche Prügel bekommen hat, wird er Ihnen bezeugen können. Ich hoffe, Sie sind nun zufrieden.“

„Doch nicht so ganz,“ lachte der Gerichtsdiener, „Sie müssen mit.“

„Verhaften Sie den Kerl im Namen des Gesetzes!“ schrie jetzt Strohwisch, der sich kaum von seiner Betäubung erholt hatte. „Ich bin hier auf die nichtswürdigste Weise von ihm angefallen und mißhandelt worden; mein Eigentum ist dabei zerstört, mein Stock in Selbstverteidigung zerschlagen, meine Hose zerrissen und beschmutzt . . .“

„Die Keile nennt er Selbstverteidigung!“ lacht: Jeremias

„Na,“ meinte der Polizeidiener mit einem Blick auf die robuste Gestalt des Doktors, „Sie sehen mir allerdings aus, als ob Sie sich hätten wehren können; aber das ist einerlei, Sie mögen das beide vor Gericht ausmachen.“

„Aber ich werde doch nicht. . . .“

„Ja, Sie müssen auch mit,“ sagte der Mann ir . . . „ich kann hier nicht untersuchen, wer angefangen hat. Also bitte, machen Sie keine Umstände.“

Immer mehr Leute hatten sich indessen in das Haus gedrängt; denn was sieht das Publikum lieber, als eine Prügelei mit späterer Abführung der Beteiligten durch die Polizei, die gerade so dazu gehört, wie die Verlobung von zwei verliebten Paaren am Ende eines Lustspiels.

„Meine Herren,“ sagte der Diener der öffentlichen Sicherheit zu den Eindrängenden mit jener Hochachtung, die er stets Leuten gegenüber beobachtete, gegen welche „noch nichts Gravierendes bekannt geworden,“ „seien Sie so gut und gehen Sie nach Hause; Sie sehen, es ist alles vorüber Bitte, machen Sie Platz, es kann ja kein Mensch durch.“

Die Leute gaben langsam Raum; aber Doktor Strohwisch brauchte noch einige Zeit, um seine sehr derangierte Toilette etwas in Ordnung zu bringen Er wollte auch noch Schwierigkeiten machen, mit einem Polizeidiener am hellen Tage durch die Straßen zu gehen, aber es half ihm nichts Der Mann des Gesetzes blieb unerbittlich wie das Gesetz selber, und wenige Minuten später expedierte der würdige Beamte die beiden Uebeltäter zum innigen Vergnügen einer Anzahl zerlumpt und anderer anständig gekleideter Straßenjungen nach dem Rathaus hin. —

Die Straße herab kam Graf Rottack. Er sah ernst und angegriffen aus, und als er dem Menschenknäuel begegnete, wollte er eben, o r der Berührung damit zurückscheuend, nach der anderen Seite der Straße hinüberbiegen, als sein Blick auf Jeremias fiel und er erstaunt und verwundert stehen blieb.

„Aber, Jeremias, um Gottes willen, was haben Sie denn gemacht? Was ist vorgefallen?“

„Nur eine Kleinigkeit Herr Graf,“ lächelte der kleine Mann, aber doch etwas verlegen, in solcher Gesellschaft gerade von ihm betroffen zu werden; „ich und der Herr da gerieten ein wenig aneinander.“

„Ich leiste Bürgschaft für den Herrn,“ sagte Felix zu dem Gerichtsdiener. „mein Name ist Graf Rottack.“

„Tut mir leid, Herr Graf,“ erwiderte der Mann ruhig, „das hier nicht annehmen zu können. Meine Pflicht ist, die beiden Männer aufs Rathaus hinaufzuführen und die Anzeige zu machen. Dort notiert dann der Herr Aktuar den Fall, und wenn Sie mit hinaufgehen, so hat es keine Schwierigkeit, daß der Gefangene augenblicklich auf freien Fuß kommt.“

„Schön.“

„Aber, bester Herr Graf.“

„Gehen Sie nur voran“ lächelte dieser. „De . . . e . . . tieren möchte ich mich nicht gern lassen; ich folge Ihnen aber augenblicklich.“

Er zog sich zurück, denn einige Zuschauer, die vielleicht gehofft hatten, daß irgend ein gewaltsames Einschreiten oder sonst ein amüsanter Zwischenfall eintreten könne, preßten näher. Das Rathaus war nicht weit entfernt, und nachdem die beiden Feinde, nicht gerade zur Erbauung des ziemlich bös zugerichteten „Doktors“, noch eine Weile in dem Vorsaal hatten warten müssen, da gerade ein Dienstmädchen wegen versuchten Diebstahls verhört wurde, kamen sie endlich vor.

Die Verhandlung war übrigens eine kurze; Jeremias, der vorher seinen Vor- und Zunamen wie überhaupt eine kurze Lebensbiographie zu Protokoll geben und erklären mußte, daß er noch nie vor Gericht gestanden, leugnete nicht, den Doktor Strohwisch zuerst angefaßt und geprügelt zu haben, und da Graf Rottack jetzt ebenfalls vorgelassen wurde und erklärte, daß er Bürgschaft für das Erscheinen des Herrn vor Gericht leisten wolle, so wurde der Delinquent entlassen.

Der Doktor, eine allbekannte Persönlichkeit in Haßbrug, blieb noch oben, um seine Klage gegen den Ueberfall zu formulieren und gleich aufnehmen zu lassen.

57,3

„Aber nun sagen Sie mir um Gottes willen, Jeremias,“ rief Rottack, als sie wieder zusammen auf der Straße waren „was hat Sie denn zu einem solchen Gewaltstreich bringen können? Wir sind doch hier nicht mehr in Brasilien?“

„Mein lieber Herr Graf,“ sagte der kleine Mann und schämte sich jetzt ein wenig der Rolle, die er gespielt, „Sie haben Recht — ich hätt's nicht tun sollen, aber die Galle lief mir über. Der Mensch war ein Rezensent, und — da hab' ich noch einmal den Haustnecht herausgekehrt; aber ich verspreche Ihnen, es soll zum letzten Mal geschehen sein, denn ich darf Ihnen doch keine Schande machen!“

„Und, was, beim Himmel, haben Sie mit den Rezensenten zu tun?“ lachte Graf Rottack.

„Das ist weitläufig, das erzähle ich Ihnen ein andermal. Und wie geht es der Frau Gräfin?“

„Sie ist unwohl,“ seufzte Felix; „manches Leid verwandter Freunde hat sie tief betroffen und angegriffen. Aber von Ihnen selber weiß ich gar nichts weiter, seit wir uns bei jenem Fräulein — wie hieß sie doch gleich?“

„Bassini.“

„Ja, ganz recht — bei jenem Fräulein gesehen. Haben Sie Frieden mit Ihrer Familie geschlossen? Sie hätten uns wohl einmal, als alten Freund, Nachricht geben können.“

„Ich gestehe, daß ich wie ein schlechter Kerl gehangelt habe,“ rief Jeremias; „aber erstens wußte ich nicht, ob ich Ihnen recht kam, und dann hab ich die Zeit über so viel zu tun gehabt. Aber Gott sei Dank, es geht alles recht gut, und wenn Sie es mir erlauben, so komme ich einmal in diesen Tagen und statte ausführlichen Bericht ab.“

„Das soll ein Wort sein, Jeremias,“ sagte Graf Rottack, ihm die Hand reichend „Glauben Sie mir, wir haben die alten Freunde noch nicht vergessen und viel zu wenig neue gefunden, um sie entbehren zu können.“

„Lieber Herr Graf . . .“

„Auf Wiedersehen, Jeremias!“ Und Graf Rottack schritt . . . auffeufzend, die Straße hinab.

Fortsetzung folgt

Eine einfache Geschichte.

(Nachdruck verboten.)

Der Schnee, dieser einförmige Gruß des Winters, bedeckte Dächer und Straßen. Seine zierlichen Flocken tanzten in der Luft, umgaben die Bäume, verzuckerten die kleinen Aestchen und gaben ihnen einen Reiz, der zum Feenzauber wurde, wenn die blassen Strahlen des Mondes ihr geheimnisvolles Licht darüber warfen. Die Spiele der Jugend hatten aufgehört, die Schneemänner standen verlassen in der Mitte der Plätze und legten mit ihren mehr oder minder unmöglichen Formen für das Talent ihrer Straßenkünstler ein trauriges Zeugnis ab. Ohne daß ein Laut oder Lüftchen sich regte, fielen die Flocken, sie glichen sanft jede Unebenheit des Bodens aus und schienen die Pflicht zu haben, die ganze Welt in eine Uniform zu stecken. Hie und da knirschten schwere Wagen durch den Schnee, schnelle Tritte prägten ihm ihre Spuren ein, die er sich beeilte, sorgfältig zu verwischen; die Familien waren um den häuslichen Herd versammelt, und jeder Ton von draußen rief ein Gefühl des Wohlseins und der Dankbarkeit für die wohltuende Wärme im eigenen Heim, für das freundliche, die kurzen Tage verlängernde Licht hervor.

In der Mansarde eines großen Hauses schien das hübsche ordentliche Zimmer noch auf seine Bewohner zu warten; der große Ofen strahlte eine angenehme Wärme aus, das mit blaukarriertem Kattun bezogene Sofa zeigte hie und da sorgfältig ausgebesserte Stellen; ein weißes Tuch bedeckte den Tisch, in dessen Mitte ein von Sauberkeit blitzender Kupferleuchter die Kerze trug, ein Salzfaß, Teller, Messer und Gabel lagen daneben. In der Fensternische befand sich ein Arbeitstisch mit zwei Stühlen einander gegenüber, ein Stück Leinwand, ein Fingerhut, eine Schere und ein angeschraubtes Nadelkissen ließen die Arbeiterin vermissen. Ein derber Musselin, weiß und sauber, garnierte mit seinen dürftigen Falten das Fenster, dessen viereckige Scheiben in Blei gefaßt waren; ein großer altertümlich aussehender Schrank nahm die Wand nächst der Tür ein, trotz seiner altmodischen Formen glänzend neu frisch poliert, ein kleiner Spiegel, auf irgend einem Jahrmarkte billig gekauft, einige gepolsterte Stühle, mit demselben blaukarrierten Zeug bezogen, vervollständigten die bescheidene Einrichtung.

Die Schwarzwalduhr hatte Acht geschlagen und die Stille des Zimmers unterbrochen. Gleich darauf öffnete sich die Türe und die Mutter der Familie trat ein, zwei saubere weiße Teller in der Hand, mit einer Gurke und einem Würstchen darauf, die sie auf den Tisch setzte.

Aus der kleinen Schlafstube daneben kam ihre Tochter mit einem freundlichen „Guten Abend“ auf den Lippen.

„Der Vater ist noch nicht zurück?“ frug sie enttäuscht; dann legte sie einen Hausrock auf das Sofa, stellte die Schuhe davor, ordnete Pfeife und Fidibus auf dem Tische, nahm ihr Arbeitszeug zur Hand, und den hübschen, blonden Kopf über die Leinwand beugend, begleitete sie mit den regelmäßigen Stichen ihrer Nadel das einförmige Tictack der Uhr. Die Mutter kam und ging, sah nach dem vorgerückten Zeiger und begab sich, als sie einen Tintenfleck auf den Dielen bemerkte eifrig an das Putzen desselben.

„Der Vater wird sich die Augen verderben,“ sagte das junge Mädchen endlich, „wenn er stets so lange arbeitet.“

„Nicht mehr als du, Marie,“ antwortete die Mutter; „ich wundere mich nicht über deine Kopfschmerzen, wenn du so lange nach uns noch aufbleibst, und ich dich schon an der Arbeit finde, wenn ich aufwache. Wie heiß du wieder bist! Geh, laß das Hemd und mache dir Bewegung.“

„Ich habe es für morgen fertigzumachen versprochen, ebenso wie die fünf übrigen, an denen nur noch die Knöpfe anzunähen sind.“

In diesem Augenblick trat der Vater ein. Marie ging ihm entgegen, nahm ihm die Sachen ab und führte ihn zu seinem Abendbrot und seiner Pfeife.

„Wie spät du kommst!“ sagte sie, seinen Mantel zusammenlegend.

„Ja, ja, mein Kind, ich bin tüchtig fleißig gewesen; zwölf große Bogen habe ich heute abgeschrieben, zwei Groschen der Bogen, nun rechne — das macht genau einen Taler. Weihnachten ist vor der Tür, wer weiß, was es dem Töchterchen bringen wird.“

„Einen neuen Rock für dich, lieber Vater, dieser Mantel ist schon so verbraucht, ich schäme mich zwirklich, dich damit gehen zu lassen. Er ist gewendet, geflickt, dreimal habe ich die Knöpfe frisch bezogen, jetzt sehe ich keine Möglichkeit mehr, ihn auszubessern.“

„Wo denkst du hin, Mariechen, ein neuer Mantel ist keine Kleinigkeit! Ein Kleid für mein Kind, mit einem hübschen blauen oder roten Tuch über dem Mieder getreuzt, kostet nicht ein Viertel von dem, was ein großer, weiter Mantel für deinen großen, starken Vater kosten würde!“

Die Mahlzeit war bald beendet, die Pfeife ausgeraucht; neben dem Ofen war die Mutter eingeschlafen, nur Marie arbeitete noch. Nach einem zärtlichen „Gute Nacht!“ wurde es so still, daß Uhr und Nadel deutlich wie ein Konzert zu hören waren. Die Kerze erlosch, eine kleine Lampe wurde angezündet, deren sparsames Licht nur gerade die Hand der Näherin und den Stoff beleuchtete.

Die Stunden vergingen während dieser mühseligen Beschäftigung rascher als sonst. Endlich hob sie den Kopf, reckte die steifgewordenen Glieder und schnitt noch die Fadenenden ab; dann erhob sie sich leise, näherte sich auf den Zußspitzen dem Ofen und fachte das erlöschende Feuer an. Ihr Mieder fing an, sie zu beengen; sie öffnete es, befeuchtete ihr Taschentuch mit kaltem Wasser und wusch die Augen damit; dies erfrischte sie genug, um mit erneuter Kraft an die Arbeit zu gehen. Der Zeiger hatte schon das halbe Zifferblatt durchlaufen; Marie arbeitete noch immer; erst als sie die Mutter hörte, stand sie auf, ordnete ihr Kleid und ihre Haare, reinigte das Zimmer, trug Holz in den Ofen und begrüßte die Eltern mit einem so fröhlichen „Guten Morgen!“, daß man denken konnte, eine erquickende Nachtruhe habe sie gestärkt.

„Du siehst müde aus,“ sagte die Mutter, „arbeite doch nicht mehr so lange.“